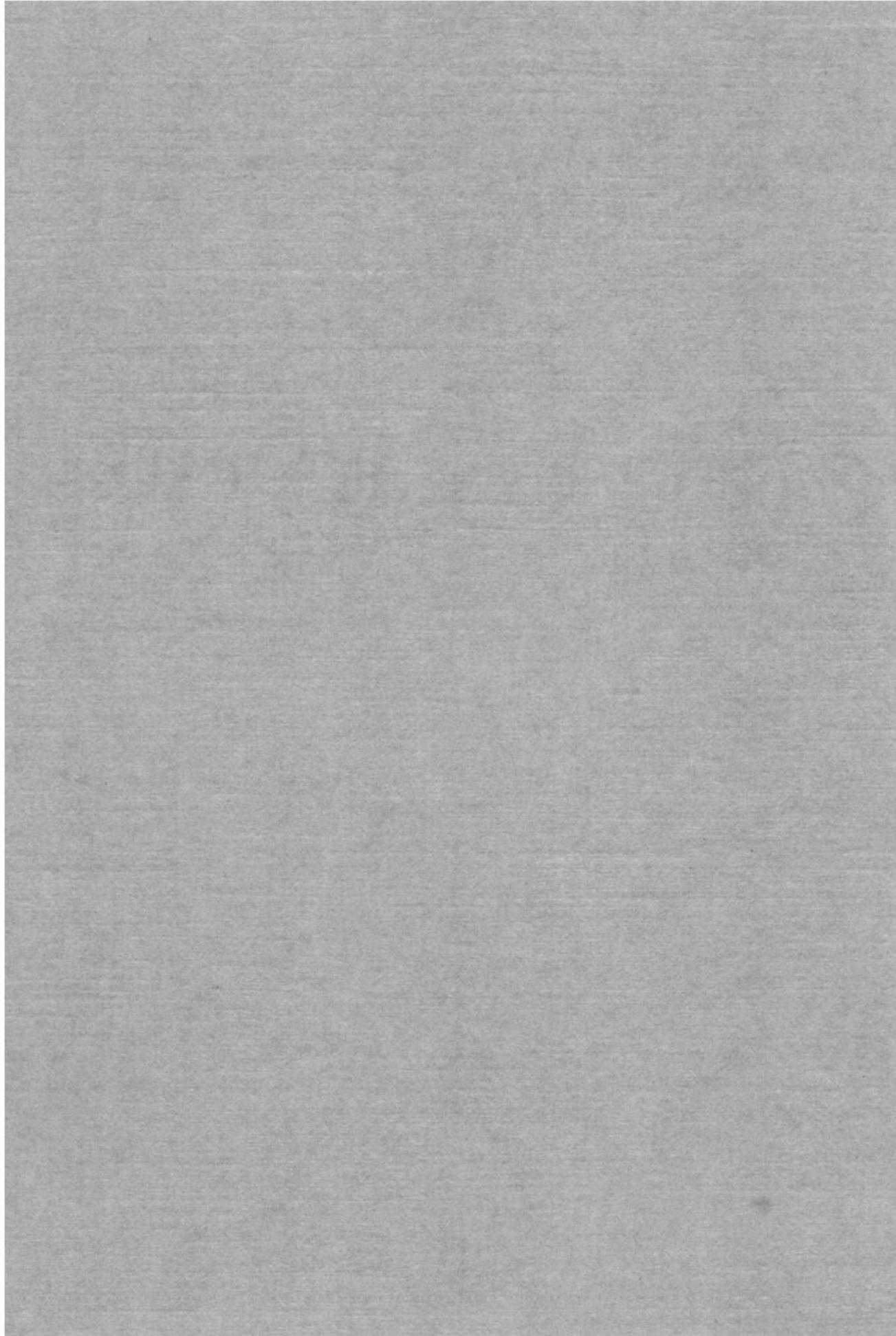


SAARBRÜCKER

HEFTE

HEFT **29** SAARBRÜCKEN 1969



Die Herausgabe des vorliegenden Heftes
ist wesentlich gefördert worden durch eine finanzielle Zuwendung
der saarländischen Sparkassen
und der Landesbank und Girozentrale Saar

Die „Saarbrücker Hefte“ erscheinen halbjährlich / Schriftleiter: Dipl.-Ing. Dieter Heinz, Saarbrücken 1, Spicherbergstraße 73 / Herausgeber: Kulturamt der Stadt Saarbrücken / Nachdruck ohne vorherige Zustimmung der Schriftleitung nicht gestattet; alle Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten; für unverlangte Einsendungen haftet die Schriftleitung nicht. Preis des Einzelheftes: 3,- DM / Abonnementspreis: 2,50 DM. Abonnements werden entgegengenommen vom Minerva-Verlag, 66 Saarbrücken 3, Futterstraße 25, Tel. 2 82 64, und vom Kulturamt der Stadt Saarbrücken, 66 Saarbrücken 3, Großherzog-Friedrich-Straße 6, Tel. 2014 02 / Führen in Lesezirkeln nur mit Genehmigung / Druck: Buchdruckerei und Verlag Karl Funk, Saarbrücken.

SAARBRÜCKER HEFTE

HERAUSGEGEBEN VOM
KULTURAMT
DER STADT SAARBRÜCKEN

HEFT 29 1969



MINERVA-VERLAG SAARBRÜCKEN

INHALTSVERZEICHNIS

5	HERMANN PIES
	Die deutschen politischen Flüchtlinge im Vormärz und die Kaspar-Hauser-Frage
63	HANS BERNHARD SCHIFF
	Person und Persönlichkeit - Die Epoche Rousseaus
73	HANS BERNHARD SCHIFF
	Der Virtuose und der Logiker — Versuch einer Erklärung der Ganzheitsmethode und der Mengenlehre
85	DIETER HEINZ
	Sechs deutsche Barockkirchen - Eine synoptische Studie zu Dimension und Proportion

DIE DEUTSCHEN POLITISCHEN FLÜCHTLINGE IM VORMÄRZ UND DIE KASPAR-HAUSER-FRAGE

I. Einleitung

Die Französische Revolution von 1789 hatte Europa von Grund auf erschüttert. Die darauf folgenden napoleonischen Kriege zwangen die deutschen Staaten unter das Joch des Korsen.

„In der Erniedrigung und Not, in welche die Schlacht von Jena den Staat Friedrichs II. gestürzt, wurden die Reformen durchgeführt, die Preußen retten sollten: Städteordnung, Bauernbefreiung, Volksheer . . . Aber nach dem Krieg lebte der alte kleinstaatliche Jammer wieder auf.“ (Schmidt S. 16) ¹⁾. Beschränkung der Pressefreiheit, Maßregeln gegen die Universitäten und Schulen, gegen die Studenten und ihre Lehrer waren das Ergebnis der berüchtigten Karlsbader Beschlüsse vom 20. September 1819.

Die „Central-Untersuchungs-Commission“ in Mainz, ab 20. Oktober 1819, gefolgt von der „Bundes-Central-Behörde“ in Frankfurt, ab 30. Juni 1833, wurden eingesetzt „zur Untersuchung demagogischer Umtriebe und revolutionärer Verbindungen“. Die politischen Untersuchungen dieser Bundesstellen, die mit entsprechenden Instanzen in den einzelnen Bundesstaaten mehr oder weniger Hand in Hand arbeiteten, zogen sich bis 1842, ja teilweise bis 1848 hin.

„Man hielt selbst die Gedanken der Besten in Fesseln und unterwarf wissenschaftliche Schriften einem widerlichen Pressezwang, belegte die Universitäten mit einem Banne, die höchstens einzelne Professoren, und selbst diese in anderer, gerechterer Form, verdienten, und überwachte die Völker, statt die gemachten Versprechungen zu erfüllen, mit geheimer Polizei, gleich als wären sie aus den treuesten und aufopferndsten Untertanen die ärgsten Rebellen mit einem Male geworden.“ (Ilse, S. 53) ²⁾.

Die führenden Männer aus der Zeit um 1813, die Stein, Hardenberg, Gneisenau, Humboldt, Boyen, Arndt, Görres, Jahn wurden entlassen, ja verhaftet. Dazu meint Ilse pathetisch (S. 85 f.):

Man hätte sich schämen müssen, daß man

„die schönste Zeit Preußens, in welcher der bejahrte Vater mit Freuden den einzigen Sohn zum Opfer brachte, die arme Witwe ihren letzten silbernen Löffel auf den Altar des Vaterlandes legte; Jungfrauen, gleich jenen punischen Weibern, aber glücklicher als sie, den Erlös aus ihrem verkauften Haarschmuck darreichten; Jünglinge und alte Männer, Bauern, Bürger und Edelleute, alle miteinander den Todesweg betreten, mit einer frevelhaften politischen Untersuchung zusammenbringen ließ . . .“

Ilse schließt:

„O traurig, daß wir in den geheimen Protokollen der Central-Untersuchungs-Commission keine einzige Stimme – wäre es auch nur eine Andeutung – finden, welche des Blutes und des Jammers auf den Schlachtfeldern von Leipzig und Waterloo gedächte!“

Die Forderung nach Verantwortlichkeit der Minister, nach öffentlicher Rechtspflege, öffentlicher Rechnungsablegung über Staatseinnahmen und -ausgaben, Gleichheit vor dem Gesetz und Pressefreiheit bezeichnete man als „revolutionäre Pläne“, als „Hoch- und Landesverrat“. Die „Gewaltha-

ber jener Zeit“ und „ihre nächsten Diener“ haben „insgesamt nicht geglaubt, daß kaum ein Jahrzehnt später durch die Diener derselben Gewalthaber die verschmähten und tödlich verfolgten Ideen zum größten Teil in allen deutschen Landesverfassungen zu Grundgesetzen erhoben sein würden“. (Ilse, S. 562)

Carl Welcker (1790–1869), Universitätsprofessor und Abgeordneter der badischen 2. Kammer, der Vorkämpfer des älteren deutschen Liberalismus, schildert „die Rechtswidrigkeit, Gemeingefährlichkeit und Barbarei“ damaliger Prozesse folgendermaßen:

„Es ließ sich, wie ich hoffe, bis zur allgemeinsten Anschaulichkeit dartun, daß dieses Verfahren seiner Natur nach langwierig, kostspielig und voller Plagen und Versuchungen auch für die Richter, ungerecht und qualvoll für die Angeklagten, in jeder Hinsicht gefährlich für sie und für alle Bürger ist. Es wird augenscheinlich werden, daß die geheime Inquisition *die jetzt* nur dem Namen nach abgeschafften Torturen in der *gefährlichsten, erniedrigsten* Gestalt mit sich führt, und daß sie die schändlichsten Bestechungen und Erpressungen für falsche Aussagen fast unvermeidlich und überall in ihrem Gefolge hat; daß sie die scheußlichste *Leibeigenschaft* der angeschuldigten Bürger gegen ihre Inquisitoren begründet und zu allem Dem dem Hauptzwecke des restlichen Strafverfahrens wesentlich widerspricht, indem sie in der Regel *nur unzuverlässige Geständnisse und Aussagen*, dagegen glaubwürdige Beweise und somit das Vertrauen auf die Gerechtigkeit der Strafjustiz verhindert oder zerstört. Es wird offenbar, daß diese Gerichtseinrichtung, an sich die unnatürlichste Umkehrung aller Rechtsbegriffe, die Rollen des Anklägers, Richters und Verteidigers in der einen Person des einen geheimen Inquisitors vereinigt, und daß sie Justiz- und Kerkerorde ohne Zahl begründet.“ (S. XII f.)³⁾.

Hören wir weiter den Emigranten Karl Heinzen (1809–1880) „über das Königliche Versprechen einer Verfassung“:

„Preußen lag niedergeworfen und gebrochen im Sande seiner Mark und auf seinem gedemütigten Nacken stand der Fuß des gewaltigen Korsen. Preußen hatte ‚aufgehört zu existieren‘. Ein einziger Wink des großen Siegers – und das Wort wurde zur Wahrheit. Dann war alle Klugheit und Beharrlichkeit vergebens da gewesen, womit die preußischen Herrscher das Land allmählich zu einem mächtigen Reich vergrößert; dann war alles Blut vergebens vergossen, womit sie das Errungene behauptet hatten; dann war von all’ der Herrlichkeit, von all’ dem Ruhm nichts mehr übrig, als die papierene Geschichte, und es hing nur von der Gnade des großen französischen Kaisers ab, ob von dem großen preußischen Kurfürsten und dem großen Friedrich selbst nur das Grab übrigbleiben, ja ob den Nachfolgern dieser Großen nur ein Leichenstein gelassen werden sollte, um das kronenlose Haupt darunter zu betten. Selbst in den Freunden Preußens war die Voraussicht eines Wiedererstehens erloschen, und ein Schriftsteller, der warnende Rückblicke auf den Untergang des Staates tat, wußte seine Bitterkeit nicht besser zu entschuldigen, als indem er sagte: ‚es kann den Leichnam nicht schmerzen, wenn er zur Belehrung anatomiert wird!‘

So stand es mit Preußen nach 1806. Die preußische Maschinerie, welche das Volk nur als willenloses Werkzeug behandelte, hatte, wie der Minister von Stein sagt, ihren 14. Oktober gehabt.

Als der Schrecken sich allmählich gelegt und der Gang der Ereignisse die

Umstände einigermaßen wieder anders gerückt hatte, kroch die scheintote Hoffnung hier und da wieder aus ihrem Verstecke hervor. Staatsmänner von Kopf und Gesinnung, wie die Not sie braucht und die Sicherheit sie verschmäht, arbeiteten sich auf das Verdeck des Staatswracks hinauf, dessen dressierte Matrosen sich in den Schiffsraum verkrochen hatten, und begannen im Stillen das Werk der Ausbesserung. Es gelang. Aber die Segler, die Mannschaft? Die Maschinerie hatte sich schlecht erprobt. Das Vaterland und vornehmlich die Fürsten wollten aber gerettet sein. Man wandte sich, durch das Unglück gewitzigt, von dem willenslosen Gehorsam der ‚Untertanen‘ an den freien Willen der Bürger. Das Volk, das zum erstenmal als solches sich anerkannt sah und das erniedrigt genug war, um sich erst durch die notgedrungene Gnade des Unglücks zu einer Höhe emporheben zu lassen, auf welche den freien Mann das eigene Selbstgefühl von vornherein stellt, das halbverblutete Volk erhob sich in verzweifelter Bereitwilligkeit auf den Ruf der Regierung, es setzte seine letzte Kraft, sein letztes Herzblut daran, und das Volk vollbrachte die Rettung — die Fürsten saßen wieder wohlgenut auf ihren Thronen, die aus dem Sande der Schlachtfelder und dem Schmutz der Erniedrigung aufgelesenen mit dem Herzblut des Volkes reingewaschenen Kronen glänzten wieder mit doppeltem Glanz in die deutschen Länder hinein. Und das Volk? Geduld, die Völker kommen zuletzt!

Welch eine Wendung! Gestern vernichtet und gehöhnt, heute gerettet und bewundert! Und alles nur durch die riesenhafte Anstrengung, durch die todverachtende Aufopferung des guten, des treuen, des gläubigen, des aufrichtigen, des arglosen, des begeisterten Volkes!

Wem sollte das Volk danken für das große Werk? Niemanden, denn nur das Volk hatte es vollbracht! Wem sollten die Fürsten danken? Dem Volk, denn nur das Volk hatte sie gerettet!

Die Fürsten traten also zusammen, um sich zu beraten über einen würdigen Dank, eine angemessene Anerkennung, oder vielmehr über die würdige Erfüllung einer heiligen Pflicht. Die Zeit machte die Pflicht zum Dank, die Rechte zum Lohn. Die deutschen Fürsten hatten die seltene, für ihre Auffassung unschätzbare Gelegenheit, eine heilige Pflicht der Rechtsgewährung in der erleichternden Form eines Dankes zu erfüllen. Sie hatten gesehen, daß nur der freie Wille anerkannter Staatsbürger das Vaterland und ihre Throne wieder aufgerichtet; sie sollten nun dankend und vertrauend auch im Frieden das Bestehen der Staaten auf den freien Willen anerkannter Staatsbürger gründen. Es hieß also, nachdem zuerst die Fürsten und ihre Vasallen sich nach Wunsch bedacht: Das treffliche deutsche Volk erhält eine gesetzliche Vertretung und freie Presse!

Und freie Presse! Dank den zwanzig Bogen, daß wir das Werk nach beinahe drei Dezennien als Mahnung wiederholen können. Der deutsche Bund gab sein Wort auf Freiheit der Presse und — Friedrich Wilhelm III. gab sein Wort auf eine Volksrepräsentation, auf eine geschriebene, unter Zuziehung des Volkes zu entwerfende Verfassungsurkunde!

Wahrlich, dieses Wort, das unter diesen Umständen, das unter den Auspizien einer heiligen Allianz gegebene Wort war *mehr als ein Gesetz*, es war ein *Versprechen*, ein ‚Königliches Wort‘ in der prägnantesten Bedeutung! Von diesem Wort durfte Görres damals mit voller Berechtigung im Rheinischen Merkur sagen: ‚Königswort muß einem Eidschwur gleichgehalten wer-

den; wer ein also öffentlich und feierlich vor aller Welt gegebenes Versprechen brechen wollte, wäre meineidig, obgleich er nicht geschworen, und würde, hätte er den Schwur auch wirklich abgelegt, da er die Sache nicht geachtet, auch nicht durch die Form sich binden. Friedrich Wilhelm III. ist nie ein Tyrann gewesen, noch hat er irgend wortbrüchig sich gezeigt, wir können also mit Vertrauen sein Wort an Eides statt aufnehmen.'

Und dies Wort war nicht der unbedachte Ausfluß eines überwallenden Augenblicks, es war der Ausdruck eines lang vorher verkündeten Entschlusses und eines in den Köpfen der ersten Staatsmänner des Landes reifgewordenen Planes.

Ein solches Wort war eine heilige Anweisung, die ein Volk von zwölf Millionen auf die Garantien seiner Freiheit erhielt; es erhielt diese Anweisung als geringen Lohn für seine unsäglichen Aufopferungen; es erhielt sie für Aufopferungen, welche eine verblendete Politik seiner Führer ihm auferlegt hatte; es erhielt sie von einem König, der ohne jene Aufopferungen, der ohne dieses Volk ein Asyl im Lande der Knuten hätte suchen müssen! Und die Anweisung ist jetzt, nach beinahe dreißig Jahren, noch immer nicht eingelöst und, der sie ausstellte, ist begraben!

Eine größere Häufung von Versprechen, als in der preußischen Verfassungsfrage, hat die Geschichte bei keiner anderen Gelegenheit aufzuweisen. Auch ist bei keiner anderen Gelegenheit die Natur des *Versprechens* bei einer Regierungszusage deutlicher und ausdrücklicher, sogar von der Regierung selbst, hervorgehoben worden. Als im Jahre 1818 die Koblenzer Adresse zu Berlin die versprochene Konstitution in Erinnerung brachte, wurde den an der Adresse beteiligten Gemeinden verwiesen, daß sie *frevelhaf an der Erfüllung des Königlichen Wortes gezweifelt hätten!!!* So ändern sich die Zeiten. Was vor 25 Jahren etlichen Gemeinden als frevelhafter Zweifel verwiesen wurde, das war später dem ganzen Lande als loyale Überzeugung geboten." (S. 37 ff.)

Und weiter Heinzen über die Zensur:

„Welche Befangenheit gehört dazu, um zu glauben, ein aus dem Schlaf der Unmündigkeit erwachtes Volk könne unter der Knechtschaft der Zensur ein moralisches, ein rechtgesinntes, ein auf die Dauer lenkbares Volk werden! Glaubt ihr nicht, daß jeder Strich der Zensur haarklein in das Buch der Nemesis eingetragen werde? Glaubt ihr, daß so tiefgreifende Wirkungen geistiger und moralischer Hemmungen, daß die Folgen so lebenskränkender Störungen sich in die Wolken verflüchtigen werden? Und könnten sie sich hier in die Wolken verflüchtigen, sie würden anderwärts als vergiftender Regen wieder auf das Volk herabfallen. Welche Folgenkette muß es nach sich ziehen, und wie wird die Nachwelt darüber urteilen, daß man in unserer Zeit sogar noch geglaubt hat, die *Religion* Hand in Hand gehen lassen zu können mit dieser demoralisierenden, durch und durch unsittlichen Zensur! . . . Es muß die Lehre der neuen Zeit werden, daß keine Sittlichkeit möglich ohne Freiheit (äußere wie innere) der Sittlichkeit selbst, daß Freiheit und Sittlichkeit *ein* Begriff, daß alles, was gegen die Freiheit, auch gegen die Sittlichkeit, daß jeder Gegner der Freiheit kurzweg schlecht ist, daß Reaktion und Despotismus, in welcher Gefahr sie auch auftreten, nichts weiter sind als Schlechtigkeiten.“ (S. 41 f.)⁴⁾

Heinzen konnte sich durch die Flucht über Aachen nach Belgien der Verhaftung entziehen. So elend das Emigrantenleben auch sein mochte, nicht zu

vergleichen war es mit dem traurigen Schicksal jener, die in ihrer deutschen Heimat den reaktionären Gewalten zum Opfer fielen. Neben den Mitgliedern zahlreicher geheimer Gesellschaften, denen sich vielfach im Ausland wandernde deutsche Handwerksgelesen angeschlossen hatten (Liste bis zum Jahre 1822 bei Ilse S. 22 f. Anm.), waren dies unter den jungen Studenten vor allem die Burschenschaftler.

Fritz Reuters (1810–1874) Leidensweg wegen seiner früheren Mitgliedschaft zur Burschenschaft „Germania“ hat uns Adolf Wilbrandt (1837–1911) im ersten Band seiner Reuter-Ausgabe (Verlag Hinstorff'sche Hofbuchhandlung, Wismar, 1902) geschildert.

Ostern 1832 kam Reuter, nach einem in Rostock verbrachten Semester, zur Universität Jena:

„... an diesen Sitz der jugendlich vaterländischen Gefühle, der burschenschaftlichen Gärung, die für Fritz Reuters Leben so verhängnisvoll ward. Will man die edle Tollheit dieser Studentenverschwörung und die vernunftlose Wut ihrer Verfolger verstehen, so vergegenwärtige man sich den verbitternden, blutvergiftenden Übergangscharakter der Zeit: da die deutsche Jugend zugleich gegen die Misere des vielköpfigen deutschen Bundes und gegen den überlebten Absolutismus der deutschen Großmächte, der Absolutismus aber — mit der argwöhnischen Reizbarkeit eines greisenhaften Herrschers — um sein Dasein kämpfte. Die ‚allgemeine deutsche Burschenschaft‘, aufgekeimt aus dem vaterländischen Idealismus, den der große Befreiungskrieg ausgesät hatte, auf dem Wartburgfest 1817 als fester Organismus begründet, nach der Ermordung Kotzebue's durch einen ehemaligen Burschenschaftler feierlich unterdrückt, heimlich fortwuchernd allen Verboten zum Trotz, bis sie sich 1827 wieder neu zu organisieren, sich neue Ziele aufzurichten begann, war, als Fritz Reuter Ostern 1832 nach Jena kam, schon auf die Höhe ihrer politischen Entwicklung gelangt; und allerdings muß man sagen, daß ihrer idealen Gesinnung ein hochroter Tropfen revolutionären Blutes beigemischt war. Auf den ‚Burschentagen‘, von 1827 an, hatte die unternehmende Partei der *Germanen* gegen die friedlichere der *Arminen* gekämpft und den Sieg gewonnen; auf dem Frankfurter Burschentag im September 1831 hatte sie diesen Sieg formuliert. Es galt bisher als Tendenz der Burschenschaft: ‚Vorbereitung zur Herbeiführung eines frei und gerecht geordneten und in Volkseinheit gesicherten Staatslebens mittels sittlicher, wissenschaftlicher und körperlicher Ausbildung auf der Hochschule‘; nach langer Beratung war in Frankfurt der verhängnisvolle Zusatz beschlossen worden: ‚Im Falle eines Aufstandes solle unter Umständen jeder Burschenschaftler *verpflichtet sein*, selbst mit Gewalt den Verbindungszweck zu erstreben, und sei deshalb zur *Teilnahme an Volksaufständen* gehalten, die zur Erreichung desselben führen könnten.‘

In diese gärende Jugend trat nun Fritz Reuter ein; jung wie sie, mit seinem warmen Drang nach Begeisterung und Befreiung, mit seiner kernigen, ausgeturnten Gestalt; man wird sich nicht verwundern, daß er sich zu den *Unternehmenden* gesellte.

... Das Hambacher Fest am 27. Mai 1832, auf dem man die ‚vereinigten Freistaaten Deutschlands‘ und das ‚konföderierte republikanische Europa‘ mit Hochrufen begrüßte, rief neuen Unwillen der Regierungen und schon am 28. Juni reaktionäre Bundesbeschlüsse hervor.

... Zwar gehörte Fritz Reuter nicht zu den Feuerköpfen, nicht zu den Eiser-

nen; nie ward er (wie er später aus der Gefangenschaft an seinen Vater schrieb) von seinen Genossen mit einer politischen Mission betraut, nie hat er dergleichen ‚privatim ausgerichtet‘.

... Der in Wahrheit ungefährliche Zorn und Trotz, mit dem diese lebensfrohen Jünglinge ihre Lieder gegen die Fürsten sangen, ihre Umwälzungsgedanken besprachen, ihre Widersacher unter den Kommilitonen mit Schlägern und Ziegenhainern zu widerlegen versuchten, — er sollte furchtbar empfinden, wie ernst der Kampf politischer Mächte ist. Ein blutiges Vorspiel, das sie selber untereinander aufführten, schien zwar der ganzen ‚Verschwörung‘, und mit ihr der Gefahr, schon ein Ende zu machen. Die Reibungen zwischen Germanen und Arminen arteten im Januar 1833 in wilde, erbitterte Schlägereien aus; ein starkes Militärkommando der weimarischen ‚Laubfrösche‘ rückte in Jena ein, man verhaftete, relegierte, gab scharfe Verbote aus: das Führen von Stockdegen und anderen Waffen, das Beherbergen fremder Studenten, das Tragen von Farbenbändern und Kokarden außer den Landesfarben, endlich studentische Vereine mit politischen Tendenzen seien nicht länger zu dulden. Die Germanen wie die Arminen lösten sich auf. Fritz Reuter ‚trat freiwillig aus‘, wie er später schreibt, ging im Februar von Jena nach Camburg und kehrte um Ostern 1833 ins Vaterhaus nach Stavenhagen zurück. Da ereignete sich, was ihn und so viele andere ohne Mitschuld verderben sollte: das sogenannte Frankfurter Attentat.

Ein wunderbares Unternehmen: ein kleiner Haufe junger Männer zu Frankfurt am Main, von wenigen mitverschworenen und dorthin beschiedenen Studenten, von noch wenigeren auswärtigen Demagogen, endlich von den Bauern des Frankfurter Fleckens Bonames unterstützt, stürmen (am Abend des 3. April 1833) — und zwar obwohl man sie benachrichtigt, daß ihr Anschlag schon verraten ist — die Hauptwache und die Konstablerwache der Stadt Frankfurt, überrumpeln die Wachmannschaften und fordern die zusammengelaufene Menge auf, sich ihrer unbekanntem Sache, ihren unbekanntem Personen anzuschließen. Man läßt sie allein; der Angriff der alarmierten Truppen erfolgt; Widerstand, Gefecht, Verwundete und — Tote, endlich Flucht der Verschworenen nach allen Seiten. Doch nicht alle entkommen; bei den Verhafteten spürt man die Fäden auf, die nach anderen Orten, zumal nach mehreren *Universitäten* laufen: teilweise Mitwissenschaft, unbestimmte Verabredungen, theoretische Zustimmung. Auf dem letzten Burschentage zu Tübingen, wenige Monate vorher — den indessen nur sechs Abgeordnete ebenso vieler Hochschulen besucht hatten — war überdies ausgesprochen worden: ‚die allgemeine deutsche Burschenschaft solle ihren Zweck, Einheit und Freiheit Deutschlands, auf dem Wege der Revolution erstreben und deshalb dem Vaterlandsverein in Frankfurt sich anschließen.‘ Diese Tatsachen genügen den gereizten Regierungen, den geängsteten Fürsten, den Verbrechern witternden Spürtalenten. Eine wahnsinnige Verfolgung beginnt. Nicht nur sämtliche Teilnehmer der allgemeinen Burschenschaft — obwohl doch nur einzelne der Gesinnung jenes Attentats mit Worten zugestimmt hatten — auch die Mitglieder anderer, unpolitischer, in jedem Sinne unbeteiligter Studentenvereine werden verhaftet, festgehalten, durch unwürdige Inquirentenkünste zu Mitschuldigen gemacht. Eine ‚Centraluntersuchungsbehörde‘, im Juni desselben Jahres vom Bundesrat eingesetzt, soll alle diese Untersuchungen im Zusammenhang auffassen; als hätte sich

schon ein Netz des Verderbens über Deutschland gebreitet. Weit über tausend junger ‚Verbrecher‘ werden nach und nach von den langen, ausdauernden Armen dieser Verfolgung ergriffen; endlich auch Fritz Reuter. Frühling, Sommer und Herbst hatte er daheim in Mecklenburg in aller Stille verbracht; die Regierung seines Landes hatte ihn unangetastet gelassen: er mochte glauben, daß nun auch *auswärts*, auch in Preußen, das über ihn kein Recht hatte, nichts mehr für ihn zu fürchten sei. In den letzten Tagen des Oktobers 1833 ging er — nachdem man ihn in Leipzig als verdächtig abgewiesen hatte — nach *Berlin*, seine Studien daselbst fortzusetzen. Am einunddreißigsten sah er sich verhaftet. Der Großstaat Preußen kümmerte sich um seine Eigenschaft als ‚Ausländer‘, als Mecklenburger, nicht. Die *Macht* entschied; die Macht, die in diesem ganzen Prozeß — wie in den meisten politischen Prozessen — das Recht nach sich färbte.

Wer Reuters ‚Festungstid‘ kennt, kennt seinen Anteil an diesem schmachvollen Unglück, das die deutschen Regierungen und mit ihm das deutsche Volk entwürdigte; — denn wie sehr er auch in bewundernswerter, vergessender Seelengüte sein Elend später verklärt und ‚von den Disteln Feigen gepflückt‘ hat, die wahnsinnige Härte dieser Verfolgung schildert er treu und beredt genug. Nichts ist grausamer als die Furcht. Der Justizminister Kamptz, der Inquirent, ‚Onkel Dambach‘, der Referent, Herr von Tzschoppe, der dann dem Wahnsinn verfiel, der Präsident des Kammergerichts, der ‚blutige‘ Kleist, — furchtsame und furchtbare Menschen vereinigten sich, diesen Prozeß zur Zufriedenheit eines künstlich verblendeten Monarchen und eines schwindsüchtigen, um jeden Preis leben wollenden Staatenbundes zur Staatsgefahr aufzublasen. Stammbuchblätter, die von ‚Freiheit‘ sprachen, wurden zu Zeugnissen für Schuld und Mitschuld; man inquirierte in die unerfahrenen Jünglinge hinein, was nicht in ihnen war; man schmiedete die Schwächeren unter ihnen zu Denunzianten um, denen man die Namen neuer Mitschuldiger — ehemaliger Burschenschaftler *aus längst vergangener Zeit* — entlockte. Fritz Reuter, zuerst auf der Stadtvogtei in härtester Untersuchungshaft gehalten, wird von seiner Landesregierung reklamiert; man liefert ihn nicht aus. Man versagt ihm Feder und Tinte; aus seinem hölzernen Fußboden schneidet er sich einen Span, aus diesem Span macht er sich eine Schreibfeder, und mit einer ‚Tusche‘, die er aus gebrannten Walnußschalen erzeugt, schreibt er ‚schlechte Gedichte‘, in denen sein Grimm, seine Verzweiflung sich entlädt, schreibt er Byron’sche Gedichte aus dem Gedächtnis auf, um die Stunden zu füllen. Jene *eigenen* Ergüsse existieren nicht mehr; Byron’s ‚Tochter Jephtha’s‘, mit dem Kienspan in blasser Schrift auf vergilbtes Papier gebracht und mit an den Rand gezeichneten Philisterköpfen geziert, habe ich vor Augen, da ich dieses schreibe. Ein volles Jahr geht dahin; noch erfolgt kein Urteil. Man schafft ihn nach *Silberberg* in Schlesien fort; ‚lassen Sie sich immerhin auf die Festung abführen‘, sagt ihm Dambach, der Inquirent. ‚Sie müssen entschieden in Ihr Vaterland ausgeliefert werden.‘ Am 15. November 1834 verläßt er Berlin, wird als Verbrecher von Ort zu Ort durch den harten Winter geschleppt, lernt das Elend einer düsteren Kasematte kennen, die sein Augenlicht schwächt; das Jahr 1835 endet, 1836 vergeht, der Tag seiner Verhaftung jährt sich zum drittenmal; — man liefert ihn nicht aus, und keine Erkenntnis kommt. Drei volle Jahre seiner blühendsten Jugend sind schon, in Elend und Verzweiflung, dahin, und noch keine Erkenntnis!

... Dreimal verlangte die mecklenburgische Regierung seine Auslieferung; dreimal ward sie verweigert. Endlich kommt das Urteil: das königliche Kammergericht, den Sophismen seines Referenten folgend, erkennt auf *Versuch des Hochverrats*, und 39 von 204 Angeklagten werden – zum Tode verurteilt; der Mecklenburger Fritz Reuter mit ihnen. Auf welche Gründe hin? Das Urteil kommt, die Entscheidungsgründe nicht; sie sollen ‚nachgeliefert werden‘; sie sind niemals erschienen. Todesurteil, weil man die deutschen Farben trug und an zukünftige Aufstände *dachte!* – Friedrich Wilhelm III. verändert die Strafe ‚kraft oberstrichterlicher Gewalt‘: vier dieser Unglücklichen sollen auf Lebenszeit, die anderen dreißig Jahre in Festungshaft büßen; unter ihnen Fritz Reuter. Dreißig Jahre lang: also lebendiger Tod!

‚Ihr müßt bald freikommen‘, sagt ihnen zwar jedermann. Die Verteidiger sagen es ihnen, die Gerichtspersonen, die Eltern; ihr müßt ja bald freikommen – appelliert nicht – versucht nicht zu fliehen –: die Gnade des Königs! Falsche Hoffnungen, falsche Verheißungen; der König begnadigt sie nicht. Von Festung zu Festung wird Fritz Reuter durch das Land geschleppt, das kein Recht über ihn hat: im Februar 1837 von Silberberg – der geschwächten Augen wegen – nach *Glogau* (wo ihn, den der Welt Entwöhnten, selbst der Anblick eines Leichenwagens erfreut), sechs Wochen später von Glogau nach Magdeburg, – widerrechtlich, statt auf die Festung, ins *Inquisitoriat*, und unter die Herrschaft eines Kommandanten (des Grafen Hacke), der alles tut, was er vermag, um diese unglücklichen, gebrochenen, zum Teil ergrauten Jünglinge durch erfinderische Härte, durch Entziehung von Luft, Licht und Wärme (wie später durch eine behördliche Untersuchung festgestellt ward) vollends zu verderben. Um seiner schwachen Augen willen hierher versetzt, wird Reuter Bewohner einer Zelle, die nie ein direkter Lichtstrahl treffen kann; Miasmen, ungenießbares Trinkwasser (alles dies ward bei jener Untersuchung entdeckt und beglaubigt) tun das Ihre, das Lazarett fort und fort mit diesen elenden Menschen zu bevölkern. Endlich stirbt Graf Hacke, und Fritz Reuter ist – mit dem ‚Kapteihn‘ – der erste, den man aus dieser Hölle entläßt. Noch erwartet ihn zwar das Ärgste: auf den Transport nach Graudenz nochmals in die *Berliner Hausvogtei* gesperrt, der scheußlichen Nichtswürdigkeit jenes – inzwischen zum Kriminaldirektor avancierten – ‚Onkel Dambach‘ preisgegeben, muß er vier Nächte bei furchtbarer Kälte (es war im Februar 1838) in ungeheizter Zelle, hungernd, nur mit seinen Kleidern zugedeckt, *auf dem nackten Fußboden* den Schlaf suchen. Doch sein fester Körper überwindet auch das. Die Erlösung aus dieser letzten Hölle rettet ihn vor Verzweiflung. Er kommt ins Fegefeuer, nach *Graudenz*; er kommt von neuem unter die niedrige Wölbung einer Kasse-matte, aber unter die gelinde Hand eines menschlichen Kommandanten, und die besseren Zeiten seines Elends beginnen . . .

... Endlich, nach mehr als fünfeinhalb Jahren, endlich – noch nicht Befreiung – aber Auslieferung! Die persönliche Fürbitte des Großherzogs von Mecklenburg, Paul Friedrich, bei seinem Schwiegervater Friedrich Wilhelm III. hatte es endlich erreicht: mit dem Zusatz freilich: begnadigen durfte der Großherzog seinen Untertan nicht, das Begnadigungsrecht behielt der fremde König sich vor. Doch Fritz Reuter kommt in die Heimat; auf der kleinen sogenannten ‚Festung‘ *Dömitz* findet er (im Juni 1839) die ganze Gemütlichkeit seiner Landsleute, ein Zimmer ohne ‚eiserne Gardinen‘, ein Kommandantenhaus mit ‚einem ganzen Nest voll Töchter, eine immer schön-

ner als die andere', und in diesem Hause herzliche Gastfreundschaft. Im September ward ihm auch gestattet (noch existiert die von dem fast achtzig-jährigen Kommandanten Oberstleutnant von Bülow, mit ungleicher Hand geschriebene ‚Ordre‘), von zwölf Uhr mittags bis drei Uhr nachmittags ‚zum Essen nach der Stadt von der Festung heruntergehen zu dürfen‘; und in einer Nachschrift setzt der menschenfreundliche Herr hinzu: ‚Bis auf weiteren Befehl soll dem Studiosus Reuter noch erlaubt sein, von drei bis fünf Uhr zum Baden gehen zu dürfen; um fünf Uhr muß er wieder an der Wache sein.‘ Kurz, man tat ihm alles zu Gute, was geschehen konnte; es fehlte nichts – als die Freiheit.

... Doch endlich naht ihm die Freiheit. Friedrich Wilhelm III. stirbt, und sein Sohn, der ihm am 7. Juni 1840 folgt, erläßt eine allgemeine vollständige Amnestie für jene politischen Opfer. Es ist die Wahrheit; Fritz Reuter selbst liest's in den Zeitungen; er liest, wie seine Freunde allerorten entlassen werden; – nur ihn, den Mecklenburger, hat man vergessen. Er muß noch bleiben – noch vier volle Wochen lang – wo er ist; die Preußen denken nicht an ihn, und die Mecklenburger dürfen ihn nicht entlassen. Nach bitt'rer Pein schlägt endlich auch *seine* Stunde; der Großherzog Paul Friedrich, nachdem er vergebens gemahnt hat, gibt ihn frei auf seine eigene Hand. Acht Tage später erst kommt ein Brief des preußischen Justizministers Kamptz an Reuters Vater, dem er darin meldet, sein Sohn werde nun auch bald heimkommen; da sitzen Sohn und Vater miteinander bei Tische.“

Der Erzählung Wilbrandts, die in allen Teilen aktenmäßig belegbar ist, braucht man wohl kein weiteres Wort hinzuzufügen.

Heines und Börnes Schicksale in der Emigration sind aus ihren gesammelten Werken genügend bekannt. Natürlich haben beide Schriftsteller auch in den Akten der Central-Untersuchungs-Commission ihre Spuren hinterlassen.

Liste bei Ilse S. XXXVIII ff.:

„Verzeichnis der im Ausland befindlichen Verdächtigen und solcher Individuen, welche als offenbare Feinde der in Deutschland bestehenden Ordnung erscheinen.

Nr. 5: Börne, Ludwig, aus Frankfurt. Literatus.

Anschuldigung: Abfassung und Verbreitung revolutionärer Schriften.

Zeitpunkt der Entweichung: unbekannt.

Mutmaßlicher jetziger Aufenthalt: Paris.

Nr. 14: Heine, Heinrich, aus Hamburg, Literatus.

Anschuldigung: Abfassung und Verbreitung revolutionärer Schriften.

Zeitpunkt der Entweichung: unbekannt.

Mutmaßlicher jetziger Aufenthalt: Paris ⁵⁾.“

Eine allumfassende, aktenmäßig wohl fundierte, unparteiische Geschichte dieser Emigration im Vormärz müßte zu den Grundlagen einer „deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert“ gehören. Erleben wir hier doch die Geburt einer neuen Zeit: Die Ideen des Liberalismus, Sozialismus, Kommunismus entwickeln sich in ihrem Kampf gegen das theozentrische Gottesgnadentum des althergebrachten Ständestaates.

Hierauf weiter einzugehen ^{6a)}, kann nicht die Aufgabe dieser „Einleitung“ sein. Sie sollte nur eine kleine Beihilfe sein zum Verständnis der Lage, der Stimmung, der Geisteshaltung jener Emigranten, mit deren Beiträgen zur Kaspar-Hauser-Geschichte wir uns nunmehr beschäftigen wollen.

II. Joseph Heinrich Garnier

Garnier war der erste unter den Emigranten des Vormärz, der sich mit dem Kaspar-Hauser-Fall befaßte. Damit zog er sich die Verfolgung aller Instanzen zu, die sich von Amts wegen mit den zeitgenössischen „Revolutionären“ zu befassen hatten.

In Iلسes Liste „Nr. II: Tabellarisches Verzeichnis der deutschen politischen Flüchtlinge und anderer im Ausland befindlicher Flüchtlinge“ steht er auf Seite X unter Nummer 49:

„Garnier, Joseph Heinrich, aus Rastadt (so!), 34 Jahre alt,
Privatgelehrter und Journalist;
Staatsgefährliche Verbindungen und Abfassung revolutionärer Schriften;
Zeitpunkt der Entweichung: Oktober 1833;
Mutmaßlicher jetziger Aufenthalt: London;
Gericht, wo Verfahren schwebt und Flüchtling abzuliefern ist:
Großherzoglich badisches Oberamt zu Rastatt (nun so!);
Steckbrief: 21. Oktober 1833.“

Nochmals finden wir ihn in Iلسes „III. Register: Verzeichnis der wegen Teilnahme am Bund der Geächteten, der Gerechten und der Deutschen gerichtlich bezichtigten Individuen“.

Bei Treitschke, „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert“, 4. Teil, Leipzig 1889, Seite 363, lesen wir:

„Nun erdreistet sich der nichtsnutzige Demagog Garnier, der Rastatter Ravailiac, wie er sich selber nannte, in einem albernen Schauerromane die Leiden des lebendig begrabenen badischen Erbprinzen ausführlich zu erzählen, und fortan stand die Fabel fest. Brandschriften der ultramontanen und der radikalen Feinde des badischen Hauses schmückten das Märchen noch reicher aus; die Hauserlegende diente den Parteien als ein wirksames Mittel, um den Massen die Verderbnis der Höfe zu erweisen. Unglaublich, wie viel Haß und Argwohn durch diese nachbarlichen Zänkereien in Süddeutschland gesät wurde.“⁶⁾

Wiltberger⁷⁾ kommt in seiner Arbeit nur kurz auf Garnier zu sprechen:

„Ende 1833 (Anmerkung: Garnier ist seit Oktober 1833 flüchtig. General-Landes-Archiv Karlsruhe 28. 4. 1834) und in den ersten Monaten von 1834 diente das Elsaß dem ‚Rastatter Ravailiac‘ zum Asyl. Er zeigte am 7. 3. 1834 (seine Broschüre) im ‚Courrier‘ an, hielt sich aber nicht lange in Straßburg auf, sondern ging weiter nach London und gab dort die Zeitung ‚Deutsches Leben, Kunst und Poesie‘ heraus. Wegen seiner Straßburger Schrift, die später noch einmal die badischen Behörden in große Unruhe versetzte, als sie 1840 in etwas veränderter Form von neuem erscheinen sollte (Korrespondenz des badischen Ministers Rüdts mit dem Präfekten, sûreté générale, surveillance politique 5. 4. 1840 – 10. 1. 1841), ist Garnier hier genannt. Für die Geschichte der Bundes-Central-Behörde ist er insofern von Interesse, als nach seiner Freisprechung durch das Rastatter Hofgericht im Sommer 1833 die Kommission in Frankfurt die Sistierung des Urteils verlangte und auch durchsetzte, also mit Erfolg eine über die ordentlichen Gerichte der deutschen Bundesstaaten ‚erhabene‘ Stellung beansprucht!“ So Wiltberger.

Das meiste über Garnier erfahren wir aus Glossys Geheimberichten aus dem Vormärz⁸⁾, der an fast zwei Dutzend Stellen auf ihn zu sprechen kommt.

Im folgenden einige auf Garnier bezügliche Stellen aus Glossys Geheimberichten:

In einem Bericht aus Frankfurt, 25. Juli 1834 (Seite 6), ist bereits auf Garniers Broschüre „voll der heftigsten Ausfälle gegen die deutschen Souveräne und Diplomaten“ hingewiesen.

Zu diesem Konfidentenbericht macht Glossy folgende Anmerkung (Seite 18 f.):

„Joseph Garnier, geboren 1800 zu Rastatt, studierte zu Heidelberg Theologie, wurde hierauf Lehrer der lebenden Sprachen an der Universität Freiburg und begab sich anfangs 1829 nach Paris, wo er als Sprachlehrer und Journalist wirkte. Er stand daselbst an der Spitze des Preßvereins der Deutschen und trat bei dem am 27. März 1832 unter dem Vorsitz Lafayettes zur Feier des Hambacher Festes veranstalteten Bankett als Sprecher auf. Ende Februar 1833 nach Deutschland zurückgekehrt, wurde er, als Angehöriger der revolutionären Propaganda verdächtig, verhaftet, von dem Rastatter Hofgericht aber freigesprochen, worauf er wieder nach Frankreich zurückkehrte. Über Garniers ‚Kaspar Hauser‘ berichtete am 25. 7. 1834 Freiherr von Wagemann an Metternich, daß in Garniers Schrift Kaspar Hauser als Sohn des ehemaligen Großherzogs von Baden, und Major Hennenhofer als dessen Mörder dargestellt wird . . . Auch Österreich sei darin heftig angegriffen . . . Es ist wohl selbstverständlich, daß diese Broschüre in Österreich verboten wurde.“
Unterm 15. August 1834 wird aus Mainz berichtet:

„Garniers Broschüre . . . hatte bis zum letzten Exemplar einen auffallend reißenden Absatz und wurde trotz aller Vorsichtsmaßregeln der großherzoglich badischen Regierung beinahe gänzlich nach dem benachbarten Deutschland geschwärzt. Aus Anlaß eben dieser Broschüre geschah es, daß im Laufe des vorigen Monats ein badischer Kriegsministerialbeamter bei Schuler (dem Verleger) erschien und ihm den Wunsch erkennen ließ, in Beziehung auf das fragliche Werk mit ihm in Unterhandlungen zu treten. Schuler lehnte für den Augenblick die Sache ab und beschied den Agenten für den nächsten Tag, wo er (Schuler) zu dem Zwecke den bekannten Advokaten Stoeber und einige seiner Freunde einlud, die der ganzen Verhandlung ungesehen in dem bloß durch eine verhängte Glaswand getrennten Nebengemache als erbetene Zeugen beiwohnten. Schuler sollte nämlich nach dem Antrag des Agenten sich mit keiner weiteren Auflage befassen und solche auch anderweit zu hindern wissen; dagegen wurden ihm 10 000,— Fr. geboten mit dem Beisatze, daß die noch vorhandenen Exemplare der 1. Auflage ihm für den Ladenpreis abgenommen werden. So lockend der Antrag selbst war, wies ihn Schuler, der sich besonders seiner nie verletzten Konsequenz seiner Handlungen rühmt, mit der bestimmten Erklärung zurück, daß er es seiner Ehre, und nun, wo es ihm deutlich wurde, welche Wichtigkeit die großherzogliche Regierung der Flugschrift beilege, auch seinen Interessen zusagender fände, wenn er als freier Bürger handle und eine neue Auflage veranlasse. Diese ist bereits im Werke und der Absatz selbst, nach Aussage Schulers, gerade im Badischen gesichert.“ (Seite 7 f.)

Aus einem Bericht aus Mainz 29. August 1834:

„Schuler klagt über die immer beschränkter werdenden Absatzwege nach Deutschland . . . Im Lauf des vorigen Monats sei eine bedeutende Sendung liberaler Schriften, die Schuler an die berühmte Buchhandlung Christmann

adressierte, wahrscheinlich durch den Verrat des Fuhrmanns mit Beschlag belegt worden . . .

Garnier, gegenwärtig in London, unternimmt in neuester Zeit die Redaktion eines Journals ‚Deutsches Leben, Kunst und Poesie‘, dessen ferneres Gedeihen durch eine, bereits 1000 Abnehmer übersteigende Zahl von Abonnenten gesichert sein soll. Das Einleitungsprogramm, ausgezeichnet durch eine kühne Dialektik und manche unverschämte Behauptungen, läßt die Gefährlichkeit des Blattes in Beziehung auf Deutschland absehen. Überdies zählt es, neben Heine und Börne, die ersten politischen Schriftsteller Deutschlands zu seinen Mitarbeitern. Dieses Journal wird in Deutschland sofort durch Kolporteurs verbreitet werden, zu welchem Ende es schon in der Form und Feinheit des Papiers geeignet eingerichtet wurde. Auf diese Art soll man es auch nach Österreich verschaffen, und lustig klang Schulers Berühmung, daß ein ‚junger Herr‘ mit 200 Exemplaren des Programmes und einer großen Zahl Exemplaren der Zeitschrift ‚Der Geächtete‘ seine Kleidung habe füttern lassen, um solche unangefochten nach dem glücklichen China (wie Schuler Österreich zu nennen beliebte) einzuschwärzen.“ (Seite 10 f.)

Zu diesem Agentenbericht vom 29. August 1834 macht Glossy folgende Anmerkung (Seite 22):

„Am 10. Oktober 1834 eröffnete Fürst Metternich dem Grafen Sedlnitzky, daß in der Sitzung der deutschen Bundesversammlung vom 26. September der Großherzoglich badische Hof die Anzeige gemacht habe, daß von dem bekannten Joseph Heinrich Garnier in London eine Zeitschrift erschienen sei unter dem Titel ‚Deutsches Leben, Kunst und Poesie‘. Der Name des Herausgebers verbürge den Zweck der Zeitschrift und deren Tendenz; deshalb habe sich die großherzogliche Regierung veranlaßt gesehen, ihre Behörden sofort anzuweisen, darauf ein obachtsames Auge zu haben und die Verbreitung auf jede mögliche Art zu verhindern. Die Bundesversammlung habe hierauf beschlossen, sämtliche deutsche Regierungen auf diese Zeitschrift aufmerksam zu machen, damit sie gegen deren Verbreitung geeignete Maßregeln treffen. Sedlnitzky beauftragte hierauf am 15. Oktober sämtliche Landesstellen, dieses Journal mit Beschlag zu belegen.“

„Mainz, 17. Oktober 1834: Die erste Nummer der in London von Garnier herausgegebenen deutschen Zeitschrift enthält als Text bloß die Rezension des ersten Werks von Heine ‚Buch der Lieder‘ 1827. Als Anzeige wird der Prospekt einer politischen Zeitschrift aufgeführt, die in Bern von Dr. Siebenpfeiffer herausgegeben werden soll.

In dem Heft Nr. 2 ist der von Garnier eingerückte Aufsatz bemerkenswert, welcher die vor demselben bereits früher zu Straßburg aufgelegte Broschüre . . . beleuchtet“ (Seite 22).

In einem Spionsbericht: „Berlin 9. Mai 1835“ wird mitgeteilt, daß Garnier vergebens Schuler einen 2. Teil seiner „Beiträge“ angeboten habe. Schuler aber habe abgelehnt mit der Klage:

„Aber wo damit hin? Ach, die Welt schläft wieder und kein Mensch will mehr die Bücher des jungen Deutschland kaufen“ (Seite 27).

Außer seinen „Beiträgen“ und der „Beleuchtung“ dieser im 2. Heft seiner Londoner Zeitschrift hat also Garnier nichts weiteres über den Kaspar-Hauser-Fall in Druck erscheinen lassen. Von einem nicht gedruckten Manuskript wird später die Rede sein.

Zum Schluß noch eine Notiz aus Varnhagens Tagebüchern, 1868, Band 9, Seite 135:

„Der Schriftsteller Joseph Garnier war auf preußische Anforderung zu Frankfurt am Main 5 Monate in Untersuchungshaft. Da sich nicht das Geringste gegen ihn ergeben hat, ist er wieder freigelassen worden. So was kommt oft vor und wird für nichts gerechnet! Freitag, den 26. März 1852.“
Doch kommen wir nun zu Garniers Broschüre: „Einige Beiträge zur Geschichte Caspar Hausers, nebst einer dramaturgischen Einleitung“, 78 Seiten, mit einer „Vorrede“, 10 Seiten, datiert Weissenburg, den 14. Februar 1834, Straßburg, Druck von G. L. Schuler.

In einer „Nachschrift“ von 4 Seiten gibt Garnier an:

„Ich schrieb das Voranstehende in einer Art gezwungener Einsamkeit nieder, ohne Bücher und andere Hilfsmittel, als ein Exemplar von Schillers ‚Räubern‘ und einem kleinen Zettel mit genealogischen Angaben über das Haus Baden, welche ich der Mitteilung eines Bekannten zu danken hatte“ (Seite 75).

Wie Garnier in der „Vorrede“ ausführt, hatte sein „Schriftchen“ schon eine „Lebensgeschichte vor der Geburt“:

„. . . weil, ehe ich den ersten Buchstaben daran geschrieben, die badische Regierung, welche eine sehr feine Nase hat und der beste Jagdhund keine bessere — richtig schon ausgeschnüffelt hatte, daß hintendran eine staatsgefährliche Verschwörung, wenn nicht gar darin stecke. Aber eins nach dem anderen; und die Geschichte zuerst.

Ich machte vor einigen Wochen eine Reise nach Straßburg; im Gasthaus zum Rebstock traf ich mit einem Badener zusammen, welcher Dr. Singer heißt. Ich kannte ihn nicht weiter, als daß er einen Prozeß mit der badischen Regierung gehabt, den er ehrenvoll gewonnen, nämlich mit vier Wochen Turmstrafe verloren, weil er in einem öffentlichen Blatt pikante Beiträge zur Lebensgeschichte einiger großen Staatsleute geliefert, deren im Badischen damals zwei waren, der Geheime Rat Engesser und der Major Hennenhofer. Die Sprache fiel auf Kaspar Hauser, und ich stand nicht an, dem Herrn Doktor und einigen Freunden die Fakta mitzuteilen, welche im Kontext stehen. Ein Franzose glaubte dieselben interessant genug, daß er mich aufmerksam machte, eine Mitteilung hierüber möchte sich zur Aufnahme in den *Niederrheinischen Kurier* eignen. Ich schrieb den Artikel nieder, er wurde aber zu groß für die Dimension des ehrenwerten Blattes. Die Redaktion gab mir daher den Rat, die Sache lieber an ein Pariser Journal zu senden, woraus sie alsdann einige Auszüge entnehmen könnte; mir kam aber der Einfall, die Geschichte zu erweitern und in Form einer Broschüre erscheinen zu lassen, die nach dem letztgegebenen Gesetz über oder vielmehr gegen die *crieurs publics*, mehr als zwei Bogen stark sein muß. Ich arbeitete in Weissenburg die dramaturgische Einleitung dazu; gerade war ich fertig, als es an der Tür klopft. Herr Dr. Singer trat herein mit einem Brief; darin stand, er solle sich hüten nach Kehl zu gehen, wenn ihn nicht Lust anwandle in Ketten allso gleich gelegt und nach Karlsruhe als Staatsverräter gefahren zu werden; denn die Regierung daselbst wisse bereits, daß er und ich eine staatsgefährliche Konspiration organisiert, um den regierenden Großherzog vom Thron zu stürzen, welcher eigentlich dem verstorbenen Kaspar Hauser, als Sohn des Großherzogs Karl von Rechtswegen zukomme.

Was ich mit Kaspar Hauser vorhatte, wußte ich bereits so ziemlich, von der Konspiration dagegen noch gar nichts; so daß ich fast bitterböse geworden, nämlich mit mir, daß ich mir es noch nicht kommuniziert, ungeachtet ich auf ganz vertrautem Fuße bereits seit vielen Jahren mit mir selber lebe; wenn nicht glücklicherweise die Wißbegierde überwogen hätte zu erfahren, wie es die badische Regierung angegriffen, um das Ding noch vor mir verkundschafft zu haben.

Herr Dr. Singer war so gütig und riß mich aus dieser fast anstrengenden Spannung.

„Haben Sie“, fragt er mich, „nicht im Gasthaus zum *Rebstock* einen Menschen namens Krieger bemerkt?“ — „Daß ich nicht wüßte.“ — Ich hatte ihn allerdings bemerkt; aber sein Äußeres schien mir so unbedeutend, daß ich wenig Notiz von ihm nahm und mich erst wieder seiner erinnerte, als mir Herr Dr. Singer bemerklich machte, derselbe habe sich mir selbst als Landsmann vorgestellt.

„Was“, fuhr ich fort, „hat denn dieser Krüger, Krieger oder Kriecher“ (ich hatte den Namen nicht recht verstanden) „mit meiner Konspiration zu tun?“ — „Sehr viel“, war die Antwort: „*der* hat nämlich dem badischen Ministerium Ihre Konversation beim Mittagessen brühwarm mitgeteilt, die er vom Nebentisch zugehört.“ — „Wer ist denn aber dieser Krieger?“ Ich wußte jetzt den Namen. — „Wer er ist? Ein Spitzbube, dem man in diesem Augenblick den Prozeß in Straßburg macht wegen grober Prellereien, um ihn später an Baden auszuliefern, wo er verschiedene Kassendiebstähle begangen.“

Da ich nun selber weder Kassen bestohlen noch sonst etwas getan, um mir anmaßen zu können, mich mit einem badischen Minister, z. B. dem Herrn Staatsrat Winter in direkte Korrespondenz zu setzen, so tue ich es indirekt und lasse drucken ohne bundestagliche Erlaubnis in Straßburg.“ (Seite 3 ff.) Auf Seite 13 beginnt nun Garnier den eigentlichen Text mit der Überschrift: „Über die politische Bedeutung von Schiller's Räufern.“

Ich glaube, in Kaspar Hauser den Sohn des ehemaligen Großherzogs Karl von Baden zu sehen, und auf diese Weise Gelegenheit zu haben, ein Pröbchen von deutscher Diplomatie und Fürstenpolitik zu geben. Aber, könnte man fragen, was in aller Welt hat Schiller mit der deutschen Diplomatie zu tun und eine dramaturgische Einleitung mit der Fürstenpolitik?“ (Seite 13) „... Schillers Räuber sind die bitterste und zugleich wahrste Satire, die je gegen das Treiben der Fürsten geschrieben worden.“ (Seite 17)

„Hier in diesem boshaft feigen, schadenfroh lang marternden Morden, hier habt Ihr Schillers Franz täglich vor Augen und mit Blindheit seid Ihr geschlagen, wenn Ihr noch länger nicht sehet, und mit boshaftem Stumpfsinne, wenn Ihr noch länger nicht sehen wollt. Nur, wem Schneckenblut in den Adern fließt, kann meinen, es wäre am Ende einerlei, ob man im Armstuhl oder im Kerker, und darunter verstehe ich einen deutscher Kerker, sitze — aber wem das Blut in Jugendfeuer glüht, der kaum im warmen Herzen den kochenden Tätigkeitstrieb zurückbändigt, *der* versteht mich, dessen Ohr hört die leisen Klagelaute, die täglich aus dem Dunkel der Kerker laut mahnend zum Himmel steigen.“

„Den Körper vom Geist aus zu verderben — ha! ein Originalwerk! — wer das zustande brächte?“ fragt Franz Moor:

Er selber bringt es zustande, denn *er* ist ein deutscher Fürst.“ (Seite 21)

„Daß er einen Fürsten zeichnen *wollte*, kann man sehen sowohl aus der Lorebre, die der Pfarer Moser (V, 1) seinem regierenden Herrn hält:

„Ihr habt das Leben von Tausenden an der Spitze Eures Fingers, und von diesen Tausenden habt Ihr neunhundertneunundneunzig unglücklich gemacht. Euch fehlt zu einem Nero nur das römische Reich, und nur Peru zu einem Pizarro‘,

als auch aus den löblichen Regierungsplänen, womit sich Franz noch als Kronprinz herumträgt:

„Ich will Euch die zackigen Sporen ins Fleisch hauen, und die scharfe Geißel versuchen. – In meinem Gebiet soll’s so weit kommen, daß Kartoffeln und dünnes Bier ein Traktament für Festtage werden, und wehe dem, der mir mit vollen feurigen Backen unter die Augen tritt! *Blässe der Armut* und *sklavische Furcht* sind meine Leibfarbe; in diese Livree will ich Euch kleiden.“ (Seite 22.)

„Soviel ist jedenfalls gewiß, daß Schiller zu der Zeit, als er ‚die Räuber‘ schrieb, recht eigentlichen Hofsitzen auf der Spur war“ (Seite 25), sagt Garnier und belegt dies mit zahlreichen Zitaten. Hierauf näher einzugehen, würde zu weit führen; nur etwas auf Hauser Bezügliches sei noch herausgegriffen. Garnier spricht (Seite 37 ff.) von der Diplomatie, der

„ganz eigentlichen Kunst der übergroßen Feinheit, mit großer Mühe entweder Gebäude aufzuführen, die gleich wieder zusammenrumpeln, oder sich wenigstens das Ansehen zu geben, als ob man wirklich etwas aufführen wolle, während in der Tat gar nichts gemacht wird . . .

. . . diese gescheite Dummheit kann man auch recht gut in der Geschichte Hausers erkennen. Gehen wir ins erste beste Zuchthaus, und nehmen wir einen nicht diplomatisch gebildeten Spitzbuben, und sagen wir ihm: Wir haben ein Kind, das uns geniert, wie sollen wir es wegbringen? Der ordinäre Schelm wird antworten: Gebt ihm ein Pülverchen oder schlagt es tot, so beißt’s Euch nicht weiter. Sagen wir ihm dann weiter: Tot möchten wir es nicht haben, das Kind soll nur nie wissen, wer seine Eltern sind; so wird der nicht diplomatische Spitzbube, vorausgesetzt, daß er ein klein wenig herumgekommen, antworten: Schickt Euer Kind nach Straßburg ins Findelhaus, es wird’s ihm niemand an der Nase ansehen, wer sein Vater war. So würde die gewöhnliche Schlechtigkeit handeln, welche auf dem kürzesten Weg auf einen Zweck losgeht. Wo bliebe aber da die Feinheit, die Diplomatie! Ein Diplomat erfindet den geheimnisvollen Käfig, worein man den Kaspar Hauser steckte, erzieht ihn auf eine Weise, wie man nie ein Kind erzog, und sobald er es so weit gebracht, daß Kaspar Hauser ein von allen anderen Leuten physisch und moralisch verschiedener Mensch geworden, bringt er ihn in die Welt. Die Folge war natürlich die, daß Kaspar Hauser als ein Phänomen die Neugierde und Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich zog. Der Junge lernt sprechen und seine Geschichte erzählen; so wie auch aus der Beschreibung seiner Reise nach Nürnberg, daß der angebliche Bauer, der ihn begleitete, bei weitem zuviel Feinheiten beging, als daß er ein Bauer sein konnte; so etwas auszutüfteln, muß man notwendig ein Diplomat sein. Der Diplomat gab dann ferner dem jungen Hauser einen Hut mit, worin sich das Etikett eines Münchner Hutmakers fand, und eine Menge gedruckter Gebete, welche fast alle mit der Anzeige eines *bayerischen* Druckorts versehen sind.

„Wär das Ding nicht so verflucht gescheit, man wär versucht, es herzlich dumm zu nennen.“

Die einzige Schlußfolge, welche ein nur halbwegs aufmerksamer Beobachter über diese auch gar zu absichtlich ausgehängten Leimruten machen wird, ist: daß der Junge wenigstens nicht aus dem *Bayerischen* war. Es wäre leicht, noch eine gewisse Anzahl derartiger Feinheiten aus der Geschichte Hausers aufzuzählen, doch möge es genügen, daß die Folgen all' dieser Feinheiten die Verbrecher zwangen, verschiedene auffallende Mordversuche an dem armen Jungen zu erdenken und auszuführen, bis endlich der letzte gelang; und so der Welt handgreiflich darzutun, daß Kaspar Hauser eine wichtige hohe Person sein müsse, und daß anderen hohen Personen vor der Enträtselung des Geheimnisses nicht wenig bange.“⁹⁾

Zur Schlußabrundung sei noch ein Garnier'sches Bonmot hierhergesetzt:

„Aber verachtet, aber haßt nicht Franz von Moor, denn der ist ein Luftgebild ohne Fleisch und Bein, das nur in des Dichters Phantasie lebt; haßt und verachtet die, welche im edlen Herzen Schillers das Gift niederlegten, woraus er sein Ungeheuer zusammensetzte.“ (Seite 41.)

Doch hören wir nun, welche „Gerüchte“ und „zweifelnde Induktionen“ Garnier uns zu erzählen weiß.

„CASPAR HAUSER^{9a)}

Motto: ‚Der erste Fürst war ein Mörder und führte den Purpur ein, die Flecken dieser Tat in dieser Blutfarbe zu verstecken.‘

(Schiller: ‚Fiesko‘)

Wenn der einfältige Gregor von Tours uns die wirklich kolossalen Grausamkeiten und Ausschweifungen der ersten Könige fränkischen und burgundischen Stammes erzählt, so begreift sich so etwas; ein physisch-kraftiges Geschlecht hat auch gewaltsam treibende Leidenschaften; wer sollte aber glauben, daß das heutige nerven- und geistesschwache Völklein der germanischen Fürsten auch nur noch Willen und Kraft genug haben könnte, um lasterhaft zu sein! und doch ist es so. Nur liegt dicke Finsternis über ihrem Abgrund von Verworfenheit, während die Helden des Gregor von Tours wenigstens noch offen genug sind, am lauterem Tageslicht zu morden und zu martern. Das geheimnisvolle Dunkel der jetzigen deutschen Höfe begreift sich aber leicht. Wenn auch zuweilen das Gerücht von einer ihrer Schandtaten bis vor das Publikum gelangt, so läuft es in einem nur kleinen Kreise um und stirbt wieder allmählich ab, weil niemand es wagen darf und kann, der Sache näher auf die Spur zu gehen, oder doch wenigstens in öffentlicher Schrift die Aufmerksamkeit anderer darauf zu lenken. Aber auch solche Gerüchte zeigen sich nur selten, denn das erbliche Kammerlakaiengeschlecht, das von Kind zu Kind herablaufend durch jahrhundertlangen Dienst an die Hofluft bereits gewöhnt ist, plaudert nicht gern.

Dessen ungeachtet laufen doch über fast aller Herren Länder und Ländlein dunkle und wahrhaft satanische Gerüchte um. Darf aber die öffentliche Presse, ohne Nachteil ihrer Würde, einmal die Stummen des Palastes ablösen, auch wenn sie nichts als Gerüchte zu beleuchten findet? Bei der jammervollen Unterdrückung jedes freien Wortes, worunter jetzt Deutschland ächzt, schleicht die Wahrheit selbst nur im Verborgenen als furchtsames Gerücht um, während die Lüge in den offiziellen Blättern allwärts hin ihre

freche schamlose Stirn trägt. Die Wahl ist nicht zweifelhaft: ich erzähle Gerüchte.“ (Seite 55 f.)

Die „Gerüchte“, der jetzige König von Preußen und der jetzige Kaiser von Österreich seien Brudermörder, der jetzige König von Bayern und der jetzige Herzog von Nassau Vätermörder (Seite 56–59), sind hier weggelassen. Diese „Gerüchte“, hier mit nackten Worten ausgesprochen, muten grotesk an! Sie klingen jedoch, von Garnier über mehrere Seiten hin ausgebreitet immerhin plausibel.

„An diese fürstlichen Familiengeschichten passe ich das sonderbare Schicksal Kaspar Hausers gewiß als keinen unpassenden Schlußstein“ (Seite 59); sagt Garnier und fährt fort:

„Im benachbarten Lande Baden geht das Gerücht von einem Ende zum anderen: der unglückliche Hauser wäre der eigentliche Thronerbe Badens, ein Sohn des Großherzogs Karl und der Adoptivtochter Napoleons, Stephanie Tascher. Wenn dieses Gerücht so nackt und bloß dastände, würden wir uns scheuen, es zu veröffentlichen; aber dieses Gerücht hängt mit einer Reihe von Fakten zusammen, die wir hinstellen zu unserer Rechtfertigung, daß wir uns getrauen, wenigstens Zweifel, bittere Zweifel zu haben.

Zur Zeit der französischen Revolution herrschte in Baden Markgraf Karl Friedrich, ein braver wackerer Mann und eine der wenigen Ausnahmen unter den Regenten, die man loben darf, wie es scheint. In schon bedeutend vorgerücktem Alter ging er eine Ehe zur linken Hand ein mit einem Hoffräulein, Geyer von Geyersberg. Die Frucht dieser Ehe sind die drei Markgrafen, früher Grafen von Hochberg, deren ältester, Leopold, durch eine sonderbare Verkettung der Umstände jetzt regiert.

Der eigentliche Thronerbe nämlich, der älteste Sohn des Markgrafen Karl Friedrich, starb noch zu Lebzeiten des Vaters auf einer Reise im Norden eines *gewaltsamen* Todes, im Jahre 1801. Der Wagen stürzte um, und er brach das Genick. Er hinterließ jedoch einen Sohn, Karl, der im Jahre 1811, nach dem Tode seines Großvaters, sukzedierte. Dieses war der Mann der Stephanie; er verheiratete sich schon um das Jahr 1806. Stephanie gilt noch jetzt in vorgerücktem Alter für eine Frau voller Reiz, Geist und Herzensgüte; vom Zauber der Jugend umgeben vereinigte sie aber alles, was die vollendete Anmut einer Französin ausmacht. Trotzdem würdigte sie ihr Mann lange keines Blickes und keiner Rede. — Ein böser Dämon schien zwischen ihnen zu stehen, und er stand zwischen ihnen: wer er war, werden wir bald ahnen. Der gesunde Sinn und natürliche Gutmütigkeit siegten aber endlich über gehässige Einflüsterungen; die Gatten näherten sich am Ende, und die Erstlingsfrucht der Ehe — die Prinzessin Luise — sah im Jahre 1811 das Licht der Welt. Die Ehe hatte den Anschein, eine der glücklichsten zu werden; der böse Dämon zeigte sich wieder. Karl war gut, aber schwach; eine Gesellschaft von Wüstlingen bemächtigte sich seiner; er wurde methodisch ruiniert und starb an Erschöpfung im 32. Jahre seines Lebens. Im ganzen hatte er fünf Kinder gezeugt: drei Prinzessinnen, welche noch sämtlich am Leben sind, und zwei Prinzen; der eine geboren im September 1812, er starb nach wenigen Wochen; der andere geboren 1816, er starb im folgenden Jahr. Karl hinterließ keine Erben männlichen Geschlechts, und nach seinem Tode fiel der Thron an wen? An den bösen Dämon, an seines Vaters Bruder, Ludwig, nachdem ein anderer älterer Bruder, der Markgraf Friedrich, im Jahr zuvor, 1817, gleichfalls mit Tod abgegangen, und zwar eines *schnellen Todes*.

Insofern dieser Großherzog Ludwig, der Vorgänger des jetzt regierenden Großherzogs, die Hauptperson des Höllen-Breughel'schen Gemäldes ist, das wir entrollen, scheint es unerlässlich, in wenigen Zügen den Charakter dieses Mannes zu zeichnen. Begabt mit einer starken Körperkonstitution war er voll heftiger widersprechender Leidenschaften. — Wollüstling bis zum äußersten Grad; unversöhnlich im Hasse, beständig in der Freundschaft, oder doch ständig dankbar für ihm geleistete persönliche Dienste, die freilich zweideutiger Natur waren und immer *wenigstens* in Kriecherei oder Kupperei bestanden — herrschsüchtig und Despot, dabei aber doch so klug, daß vielleicht nie ein Fürst so unbedingt wie er auf die Ergebenheit seiner Soldaten zählen konnte — auf einen Wink von ihm hätten sie auf Vater und Mutter gefeuert — dabei konsequent und hartnäckig beharrend auf einmal gefaßter Meinung und seinen Entschlüssen; und schließlich nicht ohne persönlichen Mut, womit er gewisse Kenntnisse im Militärfach vereinigte.

Blicken wir noch einmal zurück auf die ganze Reihe von Todesfällen, welche vorangehen mußten, um ihm den Weg zum Thron zu öffnen: so finden wir einen ältesten Bruder, der an einem Wagensturze starb; einen anderen Bruder, der eines schnellen Todes starb, kurz ehe der Thron erledigt wurde; eines Bruders Sohn, der in der Blüte der Jahre starb und dessen beide Kinder männlichen Geschlechts, welche in der Kindheit starben.

Ohne uns darauf einzulassen, inwieweit menschliche Hand diese Zufälle gelenkt, geschaffen, denn die Untersuchung ist unmöglich, soviel ist gewiß; er war der Mörder seines Neffen, der Mörder Karls.

Zur Zeit des Wiener Kongresses ging schon das Gerücht, er habe ihm Gift in Wien reichen lassen; hiermit brachte man den rätselhaften Selbstmord des Kammerdieners von Karl, der auch in Wien stattfand und dessen Grund man niemals erfahren, in Verbindung und sah in dieser Tat eine Folge von Gewissensbissen, Karl starb jedoch erst im Jahre 1818; es möchte zwar scheinen, als ob seine Gesundheit seit seinem Aufenthalt in Wien einen Stoß erlitten; doch wollen wir gern zugeben, Karl starb einzig an den Folgen seiner eigenen Ausschweifungen; werfen wir aber einen Blick auf die Wüstlinge, die ihn zu seinen widersinnigen Ausschweifungen verführten, so entdecken wir darin lauter Leute, welche nach dem Tode des Neffen die *erklärten Günstlinge des Onkels wurden* ¹⁰⁾.

Einer derselben, der Garde-Obrist von Geusau, führte stets ein äußerst ärgerliches Leben, machte betrügerische Schulden, unterschlug sogar, im Einverständnis mit dem Finanzminister Sensburg, Einstandsgelder der Kriegskasse, wofür dann erst kürzlich unter dem jetzigen Großherzog ein armer Teufel namens Bernauer, welcher den beiden Herren als Schreiber gedient, zwei volle Jahe zu Karlsruhe im Untersuchungsarrest herumgeschleppt wurde. Ludwig war aber zu klug und ein zu eifriger Beobachter — kümmerte er sich doch um sämtliche Stadtklatschereien, und er wußte sie auch alle — als daß ihm die Liederlichkeiten seines Garde-Obristen entgehen konnten, die ohnedies die Kinder auf der Straße wußten, und doch zog er ihn nie zur Verantwortung! Lag ein verbrecherisches Geheimnis zwischen den beiden? Der Kitt dieser dauernden Verbindung? Der Lohn dafür, daß er vielleicht dem Neffen Dirnen zugeführt, die ihm Krankheiten mitbrachten und die Becher gefüllt, die ihm die letzten Kräfte noch verzehrten? Lag ein Geheimnis zwischen ihnen? Vielleicht auch mehr als eines!

Ein anderer Günstling des Großherzogs Ludwig war der Major Hennenhofer, in dem manche Leute den Mörder Hausers sehen wollten. Dieser Mensch hat zwar Kopf, ist aber ohne Grundsätze und zu allem fähig. Er machte eine besonders in Deutschland auffallend schnelle Karriere. Der Krieg von 1813 fand ihn als Kommissar, wenn ich nicht irre, zu Gernsbach. Er war *um die Person Karls als Feldjäger*; unter dem Großherzog Ludwig stieg er aber bis zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Das mußten wichtige Dienste sein, die mit so raschem Avancement gelohnt wurden! Wußte der auch um Geheimnisse?

Der Großherzog Ludwig nahm bekanntlich vom Theater eine Figurantin, Mademoiselle Werner; er zeugte zwei Kinder mit ihr und machte sie selbst später zur Gräfin von Langenstein. So sehr ins Weite er auch die Mannigfaltigkeitsliebe in der Liebe trieb, zeigte er diesem Frauenzimmer eine beständige Anhänglichkeit; er besuchte sie jeden Tag, hatte ein unbegrenztes Vertrauen in sie und vermachte ihr auch nach seinem Tode den größten Teil seines Privatvermögens, das ziemlich bedeutend war. Neben dem Hause dieser Mademoiselle Werner befand sich das des Parkforstmeisters Häuser, der, früher Kammerdiener bei Ludwig von Baden, noch immer in großen Gunsten bei ihm stand, und dessen Töchter jeden Tag ihre Nachbarin besuchten, wo sie oft den Großherzog auch selbst sahen. Die Mademoiselle Werner sowohl als die Töchter des Forstmeisters sind gute, anspruchslose, schlichte Bürgermädchen, denen man leicht anhörte, wenn sie aus sich selbst sprachen oder das Echo von vornehmeren Gesprächen waren. Auf diesem Wege kam auch einmal eine solche angeflogene Feder an mich, die an einem Glied aus der Familie Häuser hängengeblieben. Es war die Rede von Hennenhofer, von seiner glänzenden Karriere, und ob er bei einem Regierungswechsel verlieren könnte. ‚Schwerlich‘, war die Antwort, ‚*er weiß zuviel.*‘ Das Wort konnte nicht in ihrem Garten gewachsen sein; ich schloß auf Worte des Herrn, die er bei seiner Mätresse im Vertrauen hatte fallen lassen. Ich konnte mir sogar begreiflich machen, bei welcher Gelegenheit, bei welcher Veranlassung der Großherzog diese Worte gesprochen haben mochte. Der Major Hennenhofer stand in Verbindung mit der Mademoiselle Werner und sogar im Begriff, eine ledige Schwester derselben zu ehelichen. Hennenhofer hatte kein Privatvermögen, nichts als seine Besoldung. Bei den intimen Debatten über diese Heirat, an der der Großherzog Ludwig lebhaften Anteil nahm, er wünschte sie, wäre es ganz im Charakter eines der beiden Frauenzimmer gewesen, sei es der kurfürstlichen Freundin oder der Schwester, welche auf eine *solide* Versorgung ausging, dem regierenden Herrn zu bemerken: der Zukünftige lebte ganz von seiner Besoldung, und *die* könnte er ja verlieren unter einem Nachfolger. Hierauf paßte dann als Trost ganz trefflich, ‚*er ist auch dem Nachfolger unentbehrlich, er weiß zuviel.*‘ Was sollte er aber wissen?

Vielleicht warum die beiden männlichen Kinder Karls so schnell wegstarben, während die Mädchen alle bei Leben blieben. Man fand die Sache schon von Anfang auffallend und sprach allerlei davon; der Tod war freilich auch mit wunderbaren Umständen begleitet.

Vor dem Tode eines jeden der beiden Prinzen erschien die weiße Frau, beugte sich trauernd über die Wiege, und die erschreckten Kammerfrauen ließen sie gewähren. Ich habe mit vielem Vergnügen die Erzählung von der weißen Frau und den Banschus in den irischen Volksmärchen gelesen, und

daraus jedoch, die Geschichten tragen nämlich sämtlich ein altes Datum, die Vermutung geschöpft, die weiße Frau sei erlöst und spuke schon längst nicht mehr. Ich ziehe darum eine andere Deutung vor, die einige Personen in Karlsruhe machten; diese meinten nämlich, die weiße Frau wäre die Reichsgräfin gewesen, nämlich das ehemalige Hoffräulein Geyer von Geyersberg, die Mutter des jetzigen Großherzogs, sie habe die Kinder erwürgt.

Diese Person mußte ein verächtliches Wesen für ihre eigenen Kinder sein. Sie war unsinnig verschwenderisch und unordentlich; Kredit hatte sie keinen bei den Reichen, weil diese sie kannten; Agenten von ihr durchliefen also stets die Hütten der Armen und erpreßten unter trügerischen Versprechungen den Not- und Sparpfennig der Witwe — sie ist gestorben, aber tägliche Flüche und Verwünschungen von tausend durch sie verarmten Familien hallen noch heute um ihr Grab. Ihr ältester Sohn ist jetzt Großherzog von Baden, ihre beiden anderen Söhne Markgrafen von Baden und alle drei sehr reich. Und keinem einzigen ist es noch eingefallen, das Andenken der Mutter zu retten! Sie ließen sie während der letzten Zeit ihres Lebens in einem Zustand der Verarmung und Entblößung, der sie zwang, Betrügereien an Witwen und Waisen zu üben; und selbst nach ihrem Tode kaufen sie nicht einmal sie los mit einem kleinen Überfluß ihres Vermögens von den Flüchen dieser Unglücklichen. Wenn ihnen die eigene Mutter so verächtlich scheint, was sollen *wir* von ihr glauben? Alles, sobald man zeigen kann, welches Interesse sie haben konnte, das verruchte Werkzeug des Mordes abzugeben.

Wir sagten schon oben, daß der Markgraf Karl Friedrich in schon *vorge-rücktem Alter* sich das Hoffräulein Geyer von Geyersberg, welches *sehr jung* war, zur linken Hand antrauen ließ, und diese gebar ihm lauter sehr gesunde kräftige Kinder. Die Hofwelt machte ihre Glossen darüber, und viele Leute raunten sich damals ins Ohr, der Vater der Hochbergischen Kinder wäre ihr eigener Halbbruder, der böse Dämon unserer Geschichte, Ludwig von Baden; und sicher, der die Frau des Vaters zur Blutschande verführt, konnte sie auch zu dem unendlich kleineren Verbrechen bringen, fremde Kinder zu stehlen oder zu erwürgen. Wenn aber in der Tat dieses alte zum Teil erstorbene Gerücht recht hat, so ließe sich einiges Rätselhafte in der Geschichte Ludwigs deuten, das sich nur *deuten läßt*, wenn man das intime Verhältnis von Vater zu Sohn, zwischen ihm und seinem Nachfolger annimmt.

Als Ludwig den Thron bestieg, war er noch ein rüstiger Mann. Mit seiner Mätresse, der Gräfin von Langenstein, zeugte er noch zwei gesunde starke Kinder; bald zu sterben, dachte er auch nicht; ehrgeizig war er im höchsten Grade; sollte ihm nie der Gedanke kommen, sich zu vermählen, um seinen eigenen Kindern einen Thron zu hinterlassen, den er vermutlich mit einer Reihe Verbrechen errungen?

Die wichtigsten Staatsgründe mußten ihn sogar stündlich nötigen, zu einer Vermählung zu schreiten.

Zwischen den Höfen Bayern und Baden existieren ernsthafte, noch gegenwärtig nicht erledigte Kontestationen über den Besitz der Pfalz, des schönsten und reichsten Teils von Baden. Nach dem Tode des Großherzogs Ludwig blieb niemand übrig von der Familie des Markgrafen Karl Friedrich als die Kinder der Reichsgräfin von Hochberg. Diese waren aber die Frucht einer Ehe zur linken Hand, d. h. einer Ehe, worin die Kinder der Qualität

der Mutter und nicht der des Vaters folgen. Die regierende Familie starb also gesetzlich aus mit Ludwig von Baden; und Bayern konnte seine Ansprüche auf die Pfalz, Österreich auf den Breisgau als erst zufolge der Französischen Revolution auf ihre Kosten zu Baden gekommenen Provinzen geltend machen; es blieb sogar zweifelhaft, ob die Hochberge auch nur Ansprüche auf das ursprüngliche Baden geltend machen konnten, welches seit Jahrhunderten dem Hause angehört hatte.

Außerordentliche Schwierigkeiten waren in diesem Bezug zu überwinden. Der Aachener Kongreß mußte die Grafen von Hochberg sukzessionsfähig erklären, und der ganze Einfluß des Kaisers Alexander von Rußland, welcher eine badische Prinzessin zur Frau hatte, war nötig, diese Erklärung hervorzurufen, womit übrigens erst noch nicht gesagt war, daß die Hochberge woanders sukzessionsfähig wären als in den ursprünglichen Erbländen der Markgrafen von Baden. Es wurden auch noch später viele Reisen gemacht an alle Höfe Europas; der Markgraf Wilhelm, Bruder des jetzigen Großherzogs, sprach noch in den letzten Zeiten Karls des Zehnten die Unterstützung des französischen Hofes an und verweilte mehrere Monate in Paris. Eine Masse Memoiren wurden geschrieben und versendet. Die badische Deputiertenkammer mußte zu verschiedenen Malen das ganze Großherzogtum Baden für unteilbar erklären, tausend anderes ward versucht und getan — dessen ungeachtet hat aber Bayern seine Ansprüche auf die Pfalz noch nicht aufgegeben, und diese Angelegenheit ist auch noch im jetzigen Augenblick nichts weniger als entschieden.

Alle diese Schwierigkeiten waren aber so ziemlich beseitigt, sobald Ludwig von Baden heiratete und männliche Erben hinterließ. Warum heiratete er nicht, als er auf den Thron kam? Warum heiratete er nicht früher, als die schleichende Krankheit seines Neffen ihn mehrere Jahre voraus dessen Ende und seine eigene Sukzession voraussehen ließ?

Sollte er die Reichsgräfin zum Kindermorde und zu der Geisterrolle bloß durch das Versprechen gebracht haben, ihre und seine Kinder auf den Thron zu bringen? Wenn es ein Versprechen gab, er war der Mann dazu, es zu halten. Wenn er aber weniger Konsequenz besaß, war er nicht in den Händen seiner Mitschuldigen? Konnten diese nicht mit der furchtbaren Drohung kommen? „Denk an die böhmischen Wälder! Halt’ dein Versprechen, oder wir entdecken!“ Sollte er wieder morden? Er war des Mordens müde, und in dem wüsten Treiben gegen das Ende seines Lebens wollten viele die Bemühung sehen, die ungestümen Mahnungen seines Gewissens zu über-täuben.

Wenn er aber auch vor neuem Mord nicht zurückschauderte, waren der Mitwisser nicht vielleicht zuviele? Konnten diese nicht für den schlimmsten Fall eine schriftliche Entdeckung im Ausland bereithalten? Es ist freilich wahr, Ludwig von Baden schien seinem Thronerben Leopold nicht gewogen: der Fall ist aber sehr häufig, daß der regierende Vater seinen Nachfolger nicht mag, der ihm aufs Ende wartet, und jeden Tag gegen sein langes Leben betet. Ludwig war ferner gescheit, er mußte die ganze erbärmliche Charakterlosigkeit und geistige Unbedeutendheit dieses Nachfolgers kennen, der war sein Mann nicht. Oder war in dessen ausdruckslosem Gesicht für ihn eine Reihe von Verbrechen gegraben, vor denen sein Haar sich sträubte, sein Blut zu Eis gerann?

Ob er wirklich Gewissensbisse gefühlt? In seinen letzten Lebensjahren erhielt ein ausschweifender, aber dabei ebenso bigotter als unwissender Pfaffe namens Engesser einen unbeschränkten Einfluß auf ihn! Den er nur mit dem obengenannten Hennenhofer teilte, beide verstanden sich vortrefflich. Dieser Engesser war simpler Dorfpfarrer, als er sich Ludwig, der damals schon regierte, bemerkbar machte. In wenig mehr als Jahresfrist stieg er bis zum Direktor eines Ministeriums; im Grunde war er aber erster Minister, dessen Wink sich alles beugte. Außerdem beschenkte ihn der Großherzog, der sonst geizig war, reichlich mit Häusern und Geld. Ob der protestantische, aber *bejahrte* Fürst das Bedürfnis gefühlt, dem katholischen Pfaffen zu beichten? Er war trotz seiner Dummheit Jesuit genug, das Gewissen des Herrn mit christkatholischen Trostgründen zu beschwichtigen. Der Priester lebt noch; er ist ein reicher Mann geworden.

Gegen alle diese Gründe läßt sich *eine* Einwendung machen, und diese ist gewichtig. Wenn diese Gerüchte sich, sei es auch nur in einem kleinen Kreise, verbreiten konnten und erhalten bis jetzt, wie kommt es, daß Karl von Baden und seine geistreiche Gemahlin, gegen die und deren Kinder alle jene Höllenkünste gerichtet waren, nie eine Ahnung davon erhielten? Wer weiß, vielleicht hatten sie sogar Gewißheit.

Ludwig wurde auf seine Güter durch einen Befehl des Großherzogs Karl verbannt, und noch viele andere Personen mit ihm.

Genauerer über den Grund dieser Maßregeln kam nie unter das Publikum, als man lege ihnen ein politisches Verbrechen zur Last, eine Verschwörung, um Karl vom Throne zu stürzen, auf den Ludwig aus der Verbannung stieg. Verbrechen mußten vorausgehen und Greuel, die der Neffe zu Ehren seiner Familie selbst in ein geheimnisvolles Dunkel hüllte. Geschah ihnen aber unrecht, warum hat sich keiner der Beteiligten beklagt, als ihr Schützer Ludwig regierte, der sie alle in die höchsten Stellen brachte? Sie blieben stumm wie zuvor.

Welcher Art aber auch diese Verbrechen gewesen, wie hängt die Geschichte Hausers damit zusammen?

Sein mutmaßliches Alter trifft mit dem des ersten Prinzen überein, der Ende 1812 geboren wurde, und seine erste Erscheinung mit dem Regierungsende Ludwigs.

Seine Geburt fiel in eine bewegte Zeit; sein Vater machte den Feldzug 1813 in Frankreich mit; später ging er nach Wien; seine Entfernung ließ also seinen Feinden Weile genug, das Kind unterzubringen und die nötigen Vorkehrungen gegen mögliche Entdeckung zu treffen, sobald die weiße Frau unter ihrem weiten Schleier ein totes Kind mitbrachte, welches sie gegen das lebende vertauschte, anstatt zu erwürgen, wie das Gerücht ging ¹¹⁾.

Wenn aber Hauser der Sohn von Karl von Baden wäre, und Ludwig von Baden die Ursache seiner Einkerkung, wer wäre dann die Ursache seines Mordes? Das weiß Gott. Ich weiß nur soviel, daß der jetzige Großherzog Leopold, zu dessen Zeiten der Mord geschah, der Bürgerfreundliche heißt und von seinen Untertanen allgemein geliebt wird, wie solches oft zu lesen in der Karlsruher Hofzeitung ¹²⁾.

Ich habe bloß Gerüchte aufgefaßt und zweifelnde Induktionen gemacht; die, von denen ich sprach, stehen unter keinem Gericht, das diese Gerüchte prüfe.

Diese Worte sind nicht von mir, meine Leidenschaft, ich bin ein Republikaner, könnte mich irreführen, von einem so überspannten Kopf, ich meine mich, hätten sie kein sonderlich Gewicht. Die Worte aber sind von einem leidenschaftslosen Mann, von einem nüchternen Kriminalisten, Feuerbach, dem der König von Bayern die Untersuchung über Kaspar Hauser aufgetragen, und welcher als Resultat dieser Untersuchung in einem veröffentlichten Aufsätze drucken ließ:

„Es gibt Sphären der menschlichen Gesellschaft, in welche der Arm der Gerechtigkeit nicht dringen darf.“¹³⁾

Abb. 10/11

In der „Nachschrift“ (Seite 75–78) kommt Garnier auch auf die „Flaschenpost“^{13a)} zu sprechen. Er schließt sein Büchlein: „Somit gehe denn mein Büchlein in die Welt, mit einem Gruß an meine Freunde; ich muß mich verstecken wie ein Dieb, um es zu vollenden und drucken zu lassen. Die badische Regierung hat nämlich neuerdings Requisitionen gemacht, so daß die Straßburger Polizei vielfach Nachfrage nach mir getan. Da ich mich, seit meinem Aufenthalte auf der französischen Grenze, fern von irgendeiner nur halbwegs politischen Korrespondenz gehalten und mein Aufenthalt sogar meinen intimsten Freunden verborgen blieb, so darf ich sicher vermuten, daß mein abgemessenes zurückgezogenes Betragen die französische Polizei zu keiner genaueren Beobachtung meiner Person veranlassen konnte. Was will aber die badische Regierung von mir? Ein glaubwürdiger und angesehener Mann, welcher weder etwas wußte von meiner in der Vorrede erwähnten und der badischen Regierung hinterbrachten Konversation im Rebstock, noch von meiner Broschüre, versicherte mich, es geschähe wegen einer Broschüre, die man mich verhindern wolle herauszugeben. In diesem Falle hätte wohl die badische Regierung nicht gewußt, daß ich die Geschichte Hausers bloß unter der Form von Gerüchten, bescheiden, furchtsam, zweifelnd hingestellt habe. Sind bloße Gerüchte es wert, daß man sich soviel Mühe darum gibt! Ich weiß gar nicht, was ich denken soll! Wenn mir nicht allenfalls die badische Regierung auf das bißchen Schriftstellerruhm neidisch ist, was ich mir gerne erschreiben möchte. Wenn ich das wüßte, ließe ich vermutlich nichts mehr drucken. Ich sage vermutlich, denn gewiß kann ich's nicht versprechen.“

III. Dr. Joseph Schauberg

Als zweiten Emigranten, der sich mit dem Kaspar-Hauser-Fall beschäftigte, nennen wir Dr. Joseph Schauberg (geb. 1808). Er studierte Jura in Heidelberg, Jena und München, promovierte und wollte Universitätsprofessor werden, was ihm aber wegen seiner politischen und burschenschaftlichen Tätigkeit in Bayern nicht gelang. Er emigrierte nach Zürich, wo er sich zunächst als Privatdozent und Rechtsanwalt betätigte. Dort lebte er „als einer der ersten Anwälte der Stadt“ und starb „in tragischen Familienverhältnissen“ 1866.

In der Tabelle II bei Ilse: „Verzeichnis der deutschen politischen Flüchtlinge und anderer im Ausland befindlicher Verdächtiger“ steht er als „Nr. 122 (Seite XXVI), aus Dürkheim, 28 Jahre alt, vormaliger Rechtspraktikant, angeklagt wegen Hochverrats, Ostern 1833, entwichen nach Zürich, woselbst er als Professor angestellt sein soll. Steckbrief (oder öffentliche Vorladung) vom 15. 4. 1834 durch das Königlich. Bayerische K. u. St. Gericht in München.“

Bei Süß: Die Pfälzer im „Schwarzen Buch“¹⁴⁾ ist er unter Nr. 144 (Siehe auch Register) (Seite 114 f.) aufgeführt; dort auch die Lebensdaten.

Bei Glossy heißt es in einem Konfidentenbericht, Februar 1843, über die „Züricher literarischen Revolutionäre“:

„Es besteht zwischen den Flüchtlingen im Kanton Zürich keine Solidarität und noch weniger innere Einigkeit. Herwegh mit Fein, Schauberg und Lange bildeten die ‚zivilisierte‘ Partie“ (II, Seite 28; s. a. I S. 323).

Während der Schöngest Garnier mit bissigem Humor und treffendem Witz sich mit seinen politischen Gegnern schlägt, ist der Jurist Schauberg streng auf rein logisch-aktenmäßige Beweisführung bedacht. Er ist der Verfasser des Buchs: „Aktenmäßige Darstellung der über die Ermordung des Studenten Ludwig Lessing aus Freienwalde in Preußen bei dem Kriminalgerichte des Kantons Zürich geführten Untersuchung“, Zürich bei Friedrich Schultheß, 1837. (134, IV, 180, 38 Seiten.)¹⁵⁾

An der Lessingschen Kriminaluntersuchung nahm Schauberg teil als Verteidiger des als verdächtig in Haft genommenen Spions Zacharias Aldinger, alias Baron von Eyb, der schließlich mangels Beweises freigesprochen wurde. In einem Vorwort zum „Beilagen-Heft“, Seite III, datiert Zürich, den 12. April 1837, führt Schauberg aus:

„Die Untersuchung, welche bei dem Kriminalgerichte des Kantons Zürich wegen des in der Nacht von dem 3. auf den 4. November 1835 in der Nähe der Stadt Zürich getöteten Studenten Ludwig Lessing aus Freienwalde in Preußen geführt wurde . . . gehört unstreitig zu den wichtigsten und schwierigsten Untersuchungen, welche die Jahrbücher der Strafrechtspflege aufzuzählen haben. Indessen nicht allein in strafrechtlicher Hinsicht verdient diese Untersuchung die allgemeine Aufmerksamkeit, sondern vielleicht ebenso sehr, und noch mehr, in politischer, durch ihre vielfachen Verbindungen mit den revolutionären und antimonarchistischen Bestrebungen der neueren Zeiten in den verschiedenen Ländern Europas, besonders in Spanien, Frankreich, Italien, Polen, Ungarn und Deutschland, so daß eine umfassende Darstellung der Untersuchung und ihrer Ergebnisse als ein nicht unwichtiger Beitrag zur Zeitgeschichte betrachtet werden darf. Selbst über Ereignisse, welche einer früheren Zeit angehören, wie über die nicht minder denkwürdige, als viel besprochene Geschichte des *Kaspar Hauser* finden sich in den Akten der Lessingschen Prozedur einige Andeutungen, welche das Rätsel zwar nicht zu lösen, jedoch, was auch Gewinn ist, an seinem Geburts- und Heimatorte zu befestigen vermögen.“

An Aktenstücken, die sich auf den Kaspar-Hauser-Fall beziehen, legt Schauberg nun als „-8. Beilage (Act. Nr. 230)“, Beilagenheft Seite 117 ff., einen Brief Hennenhofers vor, in dem dieser seine Beziehungen zu Sailer darstellt: „Großherzog. wohlhöbl. Bezirksamt Ettenheim.

Auf die Anfragen in Betreff des dormalen in Zürich inhaftierten Pharmazeuten *F. Sailer* habe ich die Ehre, geziemend zu erwidern:

Genannter Sailer war vor etwa 2½ Jahren bei Herrn Apotheker *Dung* zu Kippenheim in Kondition. Durch Zufall ward mir bekannt, daß er aufrührerische politische Flugschriften besitze, wohl auch hierlands verbreite. Anfangs durch seinen achtungswerten Prinzipal und sodann durch persönliche Vorstellungen suchte ich ihn von der Verwerflichkeit eines derartigen Treibens zu überzeugen und begenete auch Gesinnungen, welche zum Glauben

berechtigten, ein inneres Gefühl sei rege, und überzeugte ihn, daß auf dem Wege des Verbrechens kein Heil zu erzielen ist.

Trotzdem daß neue Verlockungen seiner früheren politischen Freunde die guten Vorsätze erschüttert hatten, bemühte ich mich dennoch, ihm durch Fürsprache die freie Rückkehr in seine Heimat zu erwirken, woselbst er durch Teilnahme an politischen Umtrieben verdächtig geworden war. Hierzu bestimmte mich insbesondere die Rücksicht auf seinen würdigen und geachteten Vater, ein Mitglied der württembergischen Abgeordnetenversammlung. — Kaum in der Heimat angelangt, entzog Sailer sich durch die Flucht in die Schweiz der weiteren Untersuchung, deren Schluß unter den obwaltenden Umständen schwerlich für ihn sehr beängstigend ausgefallen wäre.

Durch Vermittlung seines Herrn Vaters fand er sodann eine Unterkunft in der Pharmazie in Winterthur und verweilte dort einige Zeit, wie es scheint, ruhig und zufrieden. Nachdem er diese Stelle aufgegeben, wollte er sich dem Studium auf der Universität Zürich widmen. Um hierzu die Erlaubnis und Beihilfe seines Vaters zu erhalten, nahm er meine Fürsprache in Anspruch und schrieb mir besonders in dieser Zeit häufig, weil große Not ihn bedrückte. Ich hatte ihn fortwährend unterstützt, zunächst aus Rücksicht für den Vater, und um eine Aussöhnung mit diesem anzubahnen. Nachdem jedoch sein Vater den Plan des Universitätsstudiums entschieden verwarf, so habe ich dies unter abschriftlicher Mitteilung eines Auszuges aus dem desfallsigen Briefe dem F. Sailer eröffnet und ihn allen Ernstes zur Erfüllung der väterlichen Vorschriften ermahnt. Ohne Zweifel hat sich dieser Brief bei ihm vorgefunden, der sowie meine frühere Korrespondenz nach obigem keines weiteren Kommentars mehr bedarf.

Dem wohlhöbl. Bezirksamte teile ich anbei alle seit Anfang Oktober von Sailer erhaltenen Briefe zur Einsicht mit und kopiere daraus hier nebenstehend sämtliche auf Lessing bezüglichen Stellen. Das wohlhöbl. Bezirksamt wird sich überzeugen, daß diese Briefe fast durchweg von Klagen über persönliche Not, sodann vom Studienplane, und oft von guten Gesinnungen handeln, an welche letztere ich glaubte und deshalb meine Unterstützung fort dauern ließ; ferner, daß die fraglichen, den Mord Lessings betreffenden Stellen sich mit weiteren gleichgültigen Nachrichten vermischt in den Briefen vorfinden.

Bemerkenswert dürfte sein, daß ein großer Brief Sailers vom 4. November (Antwort auf meinen vom 2ten) besonders ruhige und ganz unbefangene Erörterungen enthält sowohl über den vorhabenden Studienplan und die zur Immatrikulierung ihm benötigten Mittel als auch über den Mißkredit, worin die Flüchtlinge in der Schweiz mehr und mehr geraten. — Von dem Meuchelmord an Lessing geschieht darin mit keiner Silbe Erwähnung; erst im Briefe vom 5ten ist davon die Rede.

Schließlich bemerke ich noch, daß *H. G. Wagner* in Kippenheim in gar keiner Verbindung mit Sailer steht oder stand. Die an ihn gerichteten Briefe waren für mich bestimmt, da ich mich seiner Adresse als Kouvert bediente. Mahlberg, den 27. Dezember 1835. Hennenhofer.“

Im Anschluß daran als „19. Beilage“ die versprochenen 6 „Auszüge aus F. Sailers Briefen (5. November bis 29. November 1835)“ an Hennenhofer mit „den Mord Lessings betreffenden Stellen“, die mit der Kaspar-Hauser-Sache nichts zu tun haben.

Als „20. Beilage (Act. Nr. 182. 14)“ ein Brief Hennenhofers an Sailer, der dann im „2. Beilagenheft, Beiträge zur Geschichte Kaspar Hausers“ (Seite 15–31) 13 weitere solcher Briefe Hennenhofers an Sailer folgen, in deren Reihe der in der 20. Beilage gegebene Brief einzuordnen ist.

Seiner Sammlung Hennenhofer-Sailer-Briefe gibt Schauberg folgenden Kommentar:

„Welcher Wert nun auch den vorstehenden, manchem vielleicht zu ausführlich mitgeteilten Briefen für die Charakterschilderung des Herrn Majors von Hennenhofer und als Beiträge zur Geschichte des neueren deutschen Spionensystems beigelegt werden mag, es ist nicht zu leugnen, daß sie über die Kaspar Hauser'sche Angelegenheit unmittelbar nur wenig Licht verbreiten, weil dieselbe darin niemals offen, sondern stets nur im höchsten diplomatischen Dunkel und sehr entfernt berührt wird. Allein einerseits wird das letztere allein jedermann insofern begreiflich finden, als, wenn wirklich der Herr Major von Hennenhofer in das nächtliche Geheimnis um *Kaspar Hauser* eingeweiht sein sollte, er sich gewiß nicht selbst und namentlich nicht an sein verächtliches Werkzeug Sailer in demselben Augenblicke verraten wird, wo er das äußerste anbietet, damit das Geheimnis Geheimnis bleibe und die Aufmerksamkeit der Welt nicht darauf hingelenkt werde; und andererseits ist es schon, wie oben bemerkt worden, von großer und sogar von außerordentlicher Bedeutung zu wissen, einer der schlechtesten Dienste, welcher dem Herrn Major geleistet werden könne, sei, ihn öffentlich oder auch nur im stillen Kreise des Privatgespräches mit dem an *Kaspar Hauser* begangenen Verbrechen in Verbindung zu setzen. Wird die frühere Stellung des Herrn Majors von Hennenhofer an und zu dem badischen Hofe und besonders zu dem am 30. März 1830 verstorbenen Großherzog *Ludwig* berücksichtigt, so erleidet auch die Sache keine wesentliche Veränderung, mag der Herr von Hennenhofer aus seinen eigenen, freilich nicht sehr starken und nur auf seinen Rückzugsgehalt sich beschränkenden Geldmitteln die Hauser'schen Broschüren unterdrückt und den mit der Unterdrückung beauftragten Spionen Sailer besoldet haben, oder hierbei nur der Werk- und Zahlmeister einer höheren Person, einer höheren Behörde gewesen sein. In seinen Briefen versichert Hennenhofer dem Sailer wiederholt, daß er ihn nur aus seiner schwachen Privatkasse unterstützen könne und unterstütze, wofür auch der Umstand zu sprechen scheint, daß die Geldsendungen an Sailer stets nur in kleinen Summen bestehen und einige Louisdor niemals übersteigen; allein ernstlich konnte Hennenhofer dem Sailer absichtlich immer nur wenig Geld auf einmal gesandt haben, weil ihm dessen Liederlichkeit hinlänglich bekannt war und damit er den stets Geldarmen eben dadurch auch stets in seiner Gewalt habe; sodann erforderte der Aufkauf ganzer Auflagen von Broschüren und Flugblättern, in Verbindung mit den hierbei tätigen und zu bestechenden Leuten, denn doch allzu große Geldmittel, als daß dieselben auch ein in seinen Einkünften besser gestellter Mann, als der Major von Hennenhofer es sein soll, für sich allein hätte bestreiten können; endlich spricht Hennenhofer ohne Rückhalt davon, daß er die Nachrichten und Dienstleistungen Sailer's in Karlsruhe versilbern könne und zum Teil versilbert habe, wie die badische Regierung auch bei mehreren Gelegenheiten zu Gunsten des Sailer's handelnd auftritt und dadurch beweist, daß sie demselben große Verbindlichkeiten schuldig sei. Der Wahrheit am nächsten dürfte die Annahme stehen, bei der Gemeinschaft der Inter-

essen und Bedürfnisse sei Sailer von dem badischen Hofe und von dem Herrn Major von Hennenhofer zugleich gebraucht und bezahlt worden“ (2. Beilagenheft Seite 29 ff.).

Wichtig als Pendant zu dem als „18. Beilage“ oben zitierten Brief Hennenhofers über seine Beziehungen zu Sailer sei nun im folgenden Sailer's Verhörprotokoll (2. Beilagenheft Seite 4 ff.) abgedruckt:

„Actum 18. Dezember 1835. Vormittags. (Act. Nr. 207)

Deposition des Herrn Ferdinand Sailer, von Waldsee im Königreich Württemberg, 25 Jahre alt und Pharmazeut.

15. Woher kennen Sie diesen Hennenhofer?

Von Kippenheim aus; es kam nämlich damals eine Broschüre von meinem Bekannten, *Garnier* in Straßburg, heraus, welche gegen die badische Regierung gerichtet war; man schickte mir nun davon zur Ausbreitung im Badischen. Diese Exemplare wurden von dem Postamt Kippenheim (von Herrn Posthalter Wagner, an welchen später Sailer seine Briefe für Hennenhofer einzusenden pflegte) abgefaßt, und darauf kam der in der Nähe wohnende Hennenhofer in die Apotheke und sagte, er könnte mich arretieren lassen; er machte mir dann aber einen anderen Vorschlag; er nahm die Broschüre zur Hand und erklärte mir Punkt für Punkt widerlegend die Beschuldigungen *Garnier's* gegen die Regierung; dann sagte er, ich werde aus diesem wohl ersehen, daß alles abscheuliche Verleumdungen wären: er mute mir deshalb gewiß nichts Schlechtes zu, wenn er verlange, daß ich verhindere, daß die Broschüre herauskomme. Ich erwiderte ihm nun, daß das gar nicht gehe, indem die Broschüre die Presse verlassen habe. Darauf sagte er, wenn kein anderes Mittel wäre, so sollte ich ihm doch wenigstens auch sagen, wo die Broschüre hingeschickt werde, es werde mir das ein Leichtes sein, da ich jene Leute kenne; dann wolle man dieselbe abfassen. Um Luft zu bekommen und aus dem Badischen weg, sagte ich ihm, das gehe nicht anders, als wenn ich selbst mich nach Straßburg begeben; ich wolle mich da näher erkundigen und ihn in den Stand setzen, die Sachen überall abfassen zu können. Ich begab mich nun nach Straßburg, entdeckte daselbst bei meiner Ankunft meinen Bekannten den ganzen Hergang der Sache und beratschlagte mich mit ihnen, was nun zu machen wäre. — Sie gaben mir den Rat, daß ich nicht mehr nach Baden zurücksollte, die Broschüre wollten wir versenden, und dem Hennenhofer sollte ich schreiben, daß mich seine Gründe nicht überzeugt hätten, sondern er sich solche Blößen gegeben hätte, welche die Fakta in *Garnier's* Broschüre noch mehr bestätigten. Darauf begab ich mich nach Lauterbach, an die Grenze von Rheinbayern, *Garnier* ging nach Paris und einzig *Diefenbach* blieb zurück.

Auf den Brief, den ich an Hennenhofer geschrieben hatte, kam sogleich Antwort und zwar von dem Apotheker *Dung*, ich sollte nach Baden zurückkehren, ich brauche keine Angaben zu machen, ich sollte da ein gutes Leben haben und alles sollte der Vergessenheit übergeben werden. Davon nahm ich aber keine Notiz, sondern antwortete, ich wüßte wohl, was ich zu erwarten hätte, und ginge auf keine dieser Versprechungen ein. Darauf machte sich Hennenhofer durch einen Abgesandten verbindlich, er wolle selbst nach Frankreich kommen und bei einem Notar alles schriftlich abmachen, was ich zu meiner Sicherheit verlange. Auch darauf ging ich nicht ein, indem mir von meinen Kameraden angeraten wurde, mich nicht einzulassen.

Ich schrieb nun abermals, sie sollen mich in Ruhe lassen, ich gehe nicht wieder zurück. Dessen ungeachtet verschonten sie mich nicht mit Briefen, und endlich wurde mir gesagt, wenn ich nicht mehr zurückkehren wolle, so wolle man mich in Frankreich unterstützen, da Hennenhofer die Hauptveranlassung zu meiner Flucht wäre. Darüber hatte sich längere Zeit verzogen. Diefenbach zog nun von Straßburg weg; meine dortigen Bekannten haben mir nun gesagt, es sei einfältig, daß ich mit Hennenhofer so abgebrochen; ich könnte durch diese Bekanntschaft den Deutschen die besten Dienste leisten, und hauptsächlich wäre es für mich eine unversiegbare Quelle. Daraufhin brach ich die Korrespondenz nicht ganz ab, sondern schrieb von Zeit zu Zeit. Hennenhofer schickte mir Anweisungen und verlangte, da in Deutschland für mich nichts mehr zu machen wäre, daß ich für einige Jahre nach Amerika gehen sollte. Ich ging aber auf dieses nicht ein, sondern reiste im Sommer vorigen Jahres nach Bern, indem ich von Straßburg weggewiesen worden. Da blieb ich ein paar Monde; von da ging ich wieder nach Straßburg. Zu dieser Zeit, als ich wieder da ankam, kam eine neue Broschüre heraus von Garnier, welcher sich nach London begeben, von wo aus sie an Schuler in Straßburg geschickt wurde. — Dem Hennenhofer hatte ich nun versprochen, daß ich wenigstens keine Veranlassung geben wollte, daß weitere Ausfälle gegen die badische Regierung und gegen ihn gemacht würden; soweit ich imstande wäre, wollte ich auch verhindern, daß Unterhandlungen zwischen ihm und mir nicht der Öffentlichkeit übergeben würden. Es kam also die Broschüre bei Schuler kommissionsweise heraus, und aus den ersten zwei Nummern ersah ich sogleich, sowie aus einem Brief von Garnier, daß die Kaspar-Hauser'sche Geschichte wieder aufs Tapet gebracht werde, nur viel stärker aufgetragen und hauptsächlich auf diejenigen Angaben gestützt, die ich dem Garnier gemacht. Es konnte das Hennenhofer nicht lange verborgen bleiben, und, um ihm zuvorzukommen, schrieb ich ihm selbst: es täte mir sehr leid, daß die Sache wieder hervorgesucht worden wäre; meine Schuld wäre es nicht, sondern Garniers unbezwinglicher Haß. Hierauf erhielt ich einen Brief von Hennenhofer, welcher unter denjenigen, bei Herrn Kummer abgegebenen, sich vorfinden muß, worin er mich ersuchte, ihm den ganzen Vorrat dieser Broschüre zuzuschicken. Da es mir nun um deren Verbreitung zu tun war, so schrieb ich ihm zurück, es könnte das nicht leicht geschehen; das Einzige, was ich ihm versprechen könnte, wäre, daß ich ihm die für Deutschland bestimmten Exemplare zukommen lassen wolle; unterdessen die anderen nach der Schweiz geschickt werden, wo sie wenig Aufsehen machen und wenig schaden werden. Als er dann sah, daß ich mich auf seinen Wunsch nicht einlasse, war er damit zufrieden, wenn ich wenigstens die Versendung nach Deutschland hinterhalte. Das tat ich nun, und nur diejenigen, die für die Schweiz bestimmt waren, gingen ab. In der ganzen Zeit, wo ich nun wieder in Straßburg war, wurde von der Polizei auf mich Jagd gemacht; nachdem ich öfters diesen Verfolgungen glücklich entgangen war, wurde ich auf einmal arretiert und nach Kehl geliefert. — Hier beim Kommandanten erklärte ich, man möchte den Hennenhofer davon in Kenntnis setzen, indem es sonst für die badische Regierung die nachteiligsten Folgen haben müßte. Ich wurde von Kehl nach Kork gebracht und mir bedeutet, ich möchte dies dem dortigen Amte nochmals angeben. Da angekommen, erklärte ich sogleich dem Oberamtmann, ich wollte selbst an den Hennenhofer schreiben, was ich auch am nämlichen Tage tat: Ich sei in Straßburg abgefaßt worden,

an Baden ausgeliefert, von den genannten Broschüren wären, meinem Versprechen gemäß, außer in die Schweiz, keine versandt worden. Nun hätte man zu erwarten, daß, wenn ich nicht sogleich wieder nach Straßburg zurückkehren könnte, ein anderer die Spedition übernehmen würde, und gerade dann, weil es an den Tag kommen mußte, daß ich die Broschüren bloß in die Schweiz versandt hätte, Deutschland gleichfalls mit solchen überschwemmt werde. Hauptsächlich würden seine Briefe, wodurch er dieses zu verhindern versucht hätte, noch dazu aneifern; die Briefe lägen in Straßburg in sicherer Verwahrung, könnten nur von mir allein persönlich herausgefordert werden; bei längerer Zögerung müßten sie notwendig an den Tag kommen. Hennenhofer schrieb nun vermutlich gleich nach Karlsruhe, denn den anderen Tag kam vom Ministerium der Befehl, man sollte mich, den von der französischen Regierung ausgelieferten, unverzüglich wieder in Freiheit setzen und mich mit Papieren versehen, welche ich zu meiner Sicherheit verlange. Ich erhielt einen Ausweis, allein bloß auf einen Tag gültig; mit dem ging ich wieder nach Straßburg, jedoch nicht über Kehl, sondern auf Seitenwegen zurück. Als ich daselbst ankam, war es schon ziemlich bekannt, wie es mir ergangen, und man erwartete meine Rückkehr nicht wieder. Dem Schuler und anderen, die mich gefragt, sagte ich, ich wäre entkommen.

Um diese Zeit traf es nun ein, daß Garnier von London aus schrieb, er könnte die dritte Nummer der Broschüre nicht mehr senden, indem sein Buchhändler Bankrott gemacht hätte, zudem auch die Stempel-, Druck- und Versandkosten zu groß wären, daß bei dem geringen Absatz die Auslagen unmöglich gedeckt werden könnten. Die in die Schweiz versandten Nummern hatten bereits gar keinen Abgang gefunden, und das Geld, das ich für die an Hennenhofer gesandten Broschüren erhielt, war nicht hinreichend. Ich hatte zwar Schuler darauf aufmerksam gemacht, er sollte die Erlaubnis von Garnier einholen, um eine größere Auflage in Straßburg machen zu können; Schuler ging aber nicht darauf ein, indem er erklärte, daß hierbei nichts herauskomme. Die Fortsetzung unterblieb also von selbst; einzig machte ich Schuler noch darauf aufmerksam, daß man, um sich keine Blöße zu geben und nicht anzuzeigen, man hätte nicht die hinreichenden Mittel gehabt, über die ganze Sache stille sein müsse. In Baden blieb dann die Furcht wegen Fortsetzung der Nummern immerwährend noch. Um für mich den besten Vorteil aus dieser Sache zu ziehen, schrieb ich an Hennenhofer, ich wollte nach Deutschland zurückkehren und hierdurch veranlassen, daß der Handel unterdrückt würde, Schuler würde gewiß darauf eingehen, indem, ohne meine Gegenwart, die Versendung von selbst aufhören mußte und Schuler wohl einsehe, daß ich nicht länger mehr in Straßburg bleiben könnte, er zugleich aber überzeugt wäre, daß sich keiner meiner Bekannten, die sich noch in Straßburg befänden, zu diesem gefährlichen Geschäfte hergeben würde. Als Bedingung für dieses alles verlangte ich die schriftliche Erklärung, daß ich ungehindert in mein Vaterland zurückkehren könnte, und daß bei meiner Regierung ausgewirkt sein müsse, daß alle Untersuchung gegen mich niedergeschlagen werde. Zu allem diesem verpflichtete man sich. Ich kehrte nun in die Heimat zurück. Abends spät kam ich in Waldsee an. In aller Früh, ohne daß jemand von meiner Ankunft wissen konnte, erschien der Oberamtmann und verhaftete mich im Namen des Königs. Ich, höchst erstaunt, zeige meine Papiere, die ich von Hennenhofer in

Händen habe, was aber nichts half. Ich wurde verhört, und es wurde mir angezeigt, daß bekannt wäre, ich hätte schon seit Jahren Flugschriften in mein Vaterland gesandt, an wen dieselben geschickt worden wären? Ich erklärte nun, das alles gehe mich nichts mehr an; in wenigen Tagen werde der Befehl von Stuttgart selbst kommen, da ich nach meiner Verhaftung wohl sehe, daß noch nichts da sei, allen Prozeß gegen mich niederzuschlagen; ein Schreiben von Major von Hennenhofer, welches damals an meinen Vater ankam, verbunden mit einer Kautions, veranlaßte, daß man mich auf freien Fuß stellte. Dessen ungeachtet wurde ich täglich verhört; ich berief mich aber immer auf die Zusage von der badischen Regierung. In bezug auf den Broschürenhandel und unsere Verbindungen mit Deutschland, die man hauptsächlich kennen wollte und wofür man mir große Belohnungen versprach, schützte ich Unkenntnis vor. Endlich kam am 5. Dezember vom Kriminalgerichtssenat Eßlingen der Befehl, man solle mich unverzüglich nach Hohen-Asperg abführen. Ich wurde am nämlichen Abend in einer Chaise noch 5 Stunden weit gebracht. In Biberach angekommen, blieb ich die erste Nacht. In der Frühe erschien der Gendarm mit dem Schließer, um mich zum weiteren Transport vorzuführen. Es war noch etwas dunkel und ein starker Nebel, das Gefängnis am Ende der Stadt; hierauf suchte ich zu entfliehen und es gelang glücklich. Nach mehreren Tagen kam ich dann in die Schweiz. In Schaffhausen angekommen, schrieb ich an Hennenhofer, und als ich nicht sogleich Antwort erhielt, in Zürich ebenfalls, wohin ich mich am anderen Tage begeben hatte. Ich stellte ihm das niederträchtige Verfahren gegen mich vor und gab vor, ich glaube bereits, das Ganze wäre eine Falle gewesen, in die man mich gelockt hätte. Hierauf erhielt ich nun mehrere Briefe, welche sich bei Kummer vorgefunden haben werden.

Hennenhofer wünschte damals sehr, daß ich mich von meinen Bekannten weg nach Frankreich begeben sollte; hierzu hatte ich aber keine Lust. Um ihn auf eine andere Meinung zu bringen, gab ich vor, es wäre wohl möglich, daß die Broschüre wieder aufs Tapet gebracht werden könnte, ich würde die Sache auf keinen Fall mehr unterstützen; allein doch gerade, um es zu verhindern, sei es gut, wenn ich mich auf dem Platze selbst befinde, um zu bemerken, was etwa in dieser Beziehung unternommen werden könnte. — Es war ihm nun recht. Meine Korrespondenz setzte ich unter der Zeit immer fleißig fort. Hennenhofer, welcher vielleicht glaubte, durch mich wichtige Aufschlüsse zu erhalten, setzte denselben ebenfalls unermüdet fort. Die Angaben, welche ich ihm nun machte, waren ganz im Interesse meiner deutschen Bekannten; ich führte ihn auf falsche Spuren; meine Bekannten hatten unterdessen, gleich nach meiner Ankunft in Zürich, mich zur Verantwortung über mein Benehmen in Straßburg gezogen; ich rechtfertigte mich hinreichend. Die Korrespondenz mit Hennenhofer wollte ich fortführen. Dies konnte aber nur geschehen, wenn ich so geheimnisvoll als möglich gegen jedermann hierbei zu Werke ging. Um jedoch bei einer späteren Entdeckung allen Verdacht abzuleiten, als ob ich etwas meinen Freunden Schädliches hierbei unternommen hätte, zog ich mich aus allen Verbindungen und politischen Vereinen zurück.

Vorgelesen und richtig befunden: *F. Sailer.*“

An diese „Deposition“ Sailer's schließt Schauberg folgenden Kommentar: „Abgesehen noch von jedem anderweitigen Ergebnis dürfte durch die eigenen Aussagen des Sailer bereits festgestellt sein, daß er von dem Herrn

Major von Hennenhofer, sowohl in seinem selbstigen Interesse wie in dem Interesse der badischen Regierung, in Straßburg und in der Schweiz mit schwerem Gelde und anderen verführenden Versprechungen besoldet würde, zunächst um alles zu bewachen und, wenn immer möglich, zu unterdrücken, was mit Beziehung auf das Verhältnis des Herrn Major von Hennenhofer und des badischen Hofes zu *Kaspar Hauser* im Druck erschienen sei oder erst erscheinen sollte.

Kann diese einzige Tatsache zur vollen Wahrheit erhoben werden, so ist damit, wenigstens der Ansicht des Verfassers nach, ein nicht unwichtiger Anhaltspunkt zur endlichen Aufklärung der, trotz aller darüber herausgegebenen, fast unzähligen Schriften, noch immer in tiefem Dunkel ruhenden Geschichte des *Kaspar Hauser* gewonnen. Aus dieser Tatsache darf nämlich mindestens der Schluß gezogen werden, es müsse der Herr Major von Hennenhofer und wohl auch der Hof, an welchem er solange einer der Hauptlenker seiner heimlichen Angelegenheiten gewesen, auf eine besondere Weise bei der Sache des *Kaspar Hauser* beteiligt sein, weil sie sonst unmöglich mit solcher Sorgfalt, ja Ängstlichkeit auf das achten würden, was über *Kaspar Hauser* und seine Beziehungen zu ihnen geredet und geschrieben werde oder werden wolle . . .

. . . Bald nach der Einleitung der Untersuchung über die gewaltsame Tötung Lessings hatte Sailer, welcher gleich allen anderen damals in Zürich sich aufhaltenden deutschen politischen Flüchtlingen ebenfalls einvernommen worden war und vielleicht eine Hausuntersuchung befürchten mochte, diese Briefe in einem versiegelten Pakete einem ihm nicht gerade sehr genau bekannten Kaufmanne in Zürich zur Aufbewahrung übergeben; allein der falsche und mehr als treulose Vertraute Sailers, der verdorbene Studiosus juris Viktor Bohrer, welchem dies bekannt war und welcher selbst dazu geraten hatte, verriet es, und so kamen die Briefe in die Hände des Untersuchungsgerichtes . . .

. . . Es erregt in der Tat Bewunderung, wie geschickt der alte Hofmann unter dem Deckmantel des uneigennütigen Mitleidens und des edelsten Menschengefühles Sailer zu dem gemeinen Handwerke eines Spions zu gebrauchen und den durch ihn zu erreichenden Hauptzweck unter schön klingenden Phrasen als einen ziemlich wertlosen Nebenzweck zu verbergen weiß. Würden die Briefe auch keine andere Bedeutung ansprechen können, sie müßten schon als Beiträge zur Charakteristik eines mehr oder minder in die neuere Geschichte des badischen Staates verflochtenen Mannes die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Im übrigen wird es kaum jemanden entgehen, daß Sailer bei seinem Verkehr mit dem Herrn Major von Hennenhofer nicht allein der Mißbrauchte und Getäuschte war, sondern auch seinerseits wieder vielfach das Vertrauen mißbrauchte und enttäuschte, welches jener auf ihn glaubte setzen zu können; beide hatten sich gegenseitig zu weit durchschaut, um sich nicht mit der gleichen Münze auszubezahlen, und dessen ungeachtet setzten sie ihre noble Verbindung fort, da der Zweck das verächtliche Mittel heiligen mußte.“ (Seite 11 ff.)

Bei Ilse (Seite XXIV, in derselben Liste wie Schauberg) ist Sailer aufgeführt als

„Nr. 115

Sailer Ferdinand aus Waldsee, Apotheker

Revolutionäre Umtriebe, entwichen 5. Dezember 1834, schweizer Canton

Turgau, Behörde: Königlich württembergisch Untersuchungskommission zu Hohenasperg. Steckbrief, (Vorladung), 9. Dezember 1834.“

In Schaubergs Aktensammlung ist ferner abgedruckt eine „Deposition des Herrn Viktor Bohrer von Kreuzlingen, Kanton Thurgau, 30 Jahre alt, ex illegitimis parentibus, die Mutter von Freiburg im Breisgau“, durch dessen Verrat die Hennenhofer-Briefe in die Hände des Züricher Untersuchungsrichters der Lessing'schen Affäre kamen, über seine Beziehungen zu Sailer (Seite 2 f. 2. Beilageheft). Ferner ein „Auszug aus einer Deposition des Herrn Ernst Dieffenbach¹⁶⁾, med. Dr. aus Gießen, 25 Jahre alt, am 11. Dezember 1835 (Act. Nr. 206)“ (Seite 31 ff.) über Sailer und die Hennenhofer-Briefe.

Schauberg schließt seine Ausführungen mit folgendem Nachwort:

„Mit dem Vorstehenden ist nun *vollständig* gegeben, was irgend auf die Kaspar Hauser'sche Sache Bezügliches in den Akten der Lessing'schen Prozedur enthalten ist. Ohne gerade mit Bestimmtheit behaupten zu wollen, es wären bei eifrigerer Nachforschung größere und gewichtigere Resultate erhältlich gewesen, kann der Wunsch kein ungerechter genannt werden, es hätte das Untersuchungsgericht etwas weiteres zu erfahren sich *bemühen* sollen, wäre dies auch nur geschehen, um sich selbst gegen den Vorwurf zu sichern, daß es in der Hinsicht nicht alles getan, was es hätte tun können. Während der vier vollen Wochen, welche Sailer im Verhafte verbracht hat, hätte er jedenfalls einläßlicher und umständlicher über seine Verbindungen und seine Verhandlungen mit dem Herrn Major von Hennenhofer befragt werden können und sollen, als dieses in der oben mitgetheilten Einvernahme (Act. Nr. 207) der Fall ist. Schon durch die Bereitwilligkeit, mit welcher Sailer, — wohl zum Teil, um den Verdacht, daß er ein seinen flüchtigen Landsleuten gefährlicher und verderblicher Spion sei, von sich abzuwälzen, — alles ihm von Hennenhofer Bekannte angab, wäre ein anderes Untersuchungsgericht zu ferneren und gründlicheren Fragen veranlaßt worden. Die allgemeine Ungründlichkeit und Oberflächlichkeit, mit welcher die Untersuchung wegen des Todes Lessings besonders in den ersten sechs Monaten ihrer Dauer geführt worden ist, macht es allein begreiflich, daß auch in diesem Punkte so sorglos und gleichgültig gehandelt wurde. Zu begründen, daß die Untersuchung an Oberflächlichkeit, Flüchtigkeit und selbst Planlosigkeit in einem starken Grade leide, ist *hier* nicht der Ort; nur mag vorläufig bemerkt werden, daß, während das Untersuchungsgericht von der ersten bis zur letzten Stunde in der Meinung fest gebannt war, es sei der Mord Lessings ein *politischer*, es doch niemals, wenigstens in der ersten Zeit nicht, auf das Politische entschieden einzutreten wagte, sondern stets mit gewaltiger Scheu sich um dasselbe herumschlich. Das größte Hindernis, mit welchem die Untersuchung zu kämpfen hatte und woran sie *vielleicht* auch erlegen ist, war die einseitige Furcht des Verhöramtes vor den politischen Mächten; daß *später*, als die Zeiten oder die politischen Winde sich geändert hatten, auch das Verhöramt sich an die Stürmenden anschloß, kann in der Sache nichts ändern und macht sie nur schlechter“ (Seite 33 f.)¹⁷⁾.

IV. Der Emigrant Sebastian Seiler und seine Plagiate

Garnier hatte die Geschichte von Kaspar Hausers badischem Prinzentum „bloß unter der Form von Gerüchten bescheiden, furchtsam, zweifelnd, hingestellt“, wie er (Seite 78) sagt.

Schauberg hat aktenmäßig bewiesen, daß Hennenhofer und mit ihm der badische Hof das lebhafteste Interesse an diesem geheimnisvollen Fall gezeigt haben.

Anders als bei diesen beiden Autoren, denen man Wahrheitsliebe und Zuverlässigkeit keineswegs absprechen darf, liegt der Fall bei dem dritten Vormärzemigranten Sebastian Seiler, Justiz-Aktuar aus Preußen, über dessen Behandlung des Kaspar-Hauser-Themas nunmehr zu berichten ist. Doch vorher müssen wir uns noch mit einem Büchlein befassen, das in der weiteren Geschichte der Kaspar-Hauser-Literatur eine bemerkenswerte Rolle spielt. Es ist dies der „Roman“:

„Kaspar Hauser oder der Findling. Romantisch dargestellt von ***, Stuttgart, P. Balz'sche Buchhandlungen, 1834“. 345 Seiten.

Über den anonymen Verfasser, die Entstehung und die Bedeutung dieses Buches im Rahmen der Kaspar-Hauser-Literatur gibt uns eine Akte, datiert vom 22. Mai 1883, Auskunft, die wir der, in diesem Fall lobenswerten, Forschertätigkeit des Dr. Julius Meyer verdanken. In dieser Akte wird festgestellt:

Der Verfasser des obengenannten Kaspar-Hauser-Romans ist „der verstorbene Hauptmann a. D., Literat und Redakteur Friedr. Seybold“. Als die von ihm redigierte oppositionelle „Donau- und Neckar-Zeitung“ im Jahre 1833 „zufolge des Verhaltens des Deutschen Bundes gegen die Presse“ unterdrückt war — Seybold hatte sogar einmal mehrere Monate auf der Festung Asperg gesessen — schrieb er, „um die nötigen Geldmittel zum Unterhalt zu gewinnen“, obengenannten Roman. „Das badische Fürstenhaus ist zwar darin nicht genannt, aber die angeführten fürstlichen Personen sind sowenig und soviel geschildert, daß einerseits Verlegenheit daraus nicht erwachsen konnte, andererseits das Publikum aber verstand, daß darunter die Großherzoge Ludwig und Leopold und die Großherzogin Stephanie von Baden, letztere zugleich als angebliche Mutter Kaspar Hausers, im Roman gemeint seien. Ob die sonstigen im Roman mitspielenden Personen rein erdichtet sind, oder ob und wie weit mit deren Darstellung wirklich vorhandene Menschen gemeint waren, daran kann ich mich gar nicht erinnern, doch muß ich eher das Erstere als das Letztere annehmen, da Seybold nach Baden keine näheren Beziehungen hatte und mir über solche Personen keine Mitteilung machte. Nur bezüglich des Kammerjunkers von Dangelmann ist festzustellen, daß darunter der badische Politiker Major von Hennenhofer verstanden werden sollte, der als Vertreter des autokratischen Prinzips betrachtet und in den freisinnigen Kreisen allgemein verhaßt war.“

Der Verfasser dieser Angaben, mit beglaubigter Unterschrift und Siegel vor dem „Königlich-Württemberg. Gerichtsvertreter gez. Bauer“ niedergelegt, war der Stuttgarter Rechtsanwalt J. F. Widmann, der Schwager des 1845 verstorbenen Verlegers des Seybold'schen Romans, Paul Balz, „damals ein junger, auch von den Zeitgedanken erfüllter Mann“. „Wir haben ... oft unseren herzlichen Spaß daran gehabt, wie Seybold, ein witziger und gewandter Kopf, diese Sache zusammengemacht hat.“

Soviel über den Seybold'schen „Roman“.

Über Sebastian Seiler können wir uns nunmehr kürzer fassen.

Sebastian Seiler, nicht zu verwechseln mit dem Pharmazeuten Sailer, von dem im vorigen Abschnitt die Rede war, ein früherer preußischer Justiz-

Aktuar, betätigte sich im Vormärz als Gründer und Betreuer von Handwerkervereinen und als sozialistischer bzw. kommunistischer Literat in der Schweiz, Paris und London. Den Emigranten leistete er „durch seine Journal-Korrespondenzen“ wesentliche Dienste, sie sagten ihm aber nach, daß er „zuweilen etwas willkürlich mit der Wahrheit umging“ (Brugger Seite 165)¹⁸⁾. Von Seilers Büchlein „Kaspar Hauser, der Thronerbe Badens“ sollen vier Auflagen erschienen sein:

1. Auflage: Mesis N. E.: Kaspar Hauser, der Thronerbe von Baden
Paris 1840 VIII, 202 Seiten, 8°
2. Auflage: Kaspar Hauser, der Thronerbe Badens,
Paris 1845, II, 167 Seiten 8°
3. Auflage: Bern bei Jenni 1846, (angeblich Abdruck der ersten Auflage)
4. Auflage: 1848 (bei Peitler-Ley 1847!). Im gleichen Jahr holländische Ausgabe.

Die Ausgabe von 1845 hat folgende Vorrede:

„Im September 1840 erschien die erste Auflage dieses Buches. Einem Kaufmann, Friedrich Bumüller aus Hechingen, wurden die ersten sechs Exemplare übergeben, um einen schweizerischen Buchhändler für den Verkauf der nahe an 2000 Stück starken Auflage zu gewinnen. Statt sich seines Auftrages zu entledigen, überreichte der Schuft das erste Exemplar dem großherzoglich badischen Gesandten Frhr. von Rüdft (damals wohnend am Mühlbach zu Zürich), der es natürlich auf dem schnellsten Wege seinem Hofe in Karlsruhe zuschickte, von wo es eine wahre Flut von Zeitungsartikeln, Steckbriefen, Verboten, Fahndungen, etc. etc., gegen Verfasser und Drucker regnete. Inmitten dieses diplomatischen Platzregens erschien der großherzoglich badische Oberamtmann *Dreyer* (aus Waldshut) auf dem Gebiete des Kantons Aargau, um wegen des Ankaufs der ganzen Auflage und Verstummung des „Aargauer Volksboten“ im Namen des Ministers von Blittersdorf zu unterhandeln. Gegen alles Völkerrecht wurde hierauf der Verfasser aus der Republik Aargau verwiesen und ihm dadurch sogar die Gelegenheit genommen, diejenigen Erläuterungen unmittelbar folgen zu lassen, die erst jetzt die gegenwärtige Auflage bietet.

London, 3. Juni 1844. F. Sebastian Seiler, Justiz-Aktuar aus Preußen.“

Außer der Auflage von 1845 hat mir vorgelegen die Ausgabe von 1848, die viele Änderungen gegenüber der von 1845 aufweist.

Die ersten 50 Seiten zeigen zahlreiche wörtliche Entlehnungen vor allem

aus Garnier:

Seiler Seite 3	Garnier Seite 55 und 59
Seiler Seite 8	Garnier Seite 60
Seiler Seite 16	Garnier Seite 66 f.
Seiler Seite 26	Garnier Seite 71
Seiler Seite 29	Garnier Seite 68
Seiler Seite 31	Garnier Seite 65 f.
Seiler Seite 33 ff.	Garnier Seite 61
Seiler Seite 42	Garnier Seite 76
Seiler Seite 45:	Klage der Stephanie, wörtlich übernommen aus Seybold Seite 80
Seiler Seite 48	Garnier Seite 70
Seiler Seite 49	Garnier Seite 63

Die Seiten 50 bis 101, betitelt „Sittengemälde des großherzoglich badischen Hofes von Karlsruhe“, sind unter Veränderung einiger Namen, (z. B. der Kammerdiener Butterwek bei Seybold heißt bei Seiler Sauerbeck) glatt aus Seybold abgeschrieben.

Seiler Seite 50 bis 59	Seybold Seite 30 bis 45
Seiler Seite 60 bis 69	Seybold Seite 148 bis 161
Seiler Seite 70 bis 85	Seybold Seite 185 bis 213
Seiler Seite 86 bis 96	Seybold Seite 233 bis 257
Seiler Seite 96 bis 191	Seybold Seite 299 bis 305.

Mit dem unverfälschten Abdruck dieses „Sittengemäldes“, wörtlich aus Seybolds Roman (Seite 50 bis 101), ist Seiler offenbar bei Kennern des Stoffes aufgefallen. Denn in der Auflage von 1848 hat Seiler diesen ganzen Abschnitt weggelassen. Auch die den „Sittengemälden“ vorhergehenden Seiten 37 bis 50 sind in der Auflage von 1848 vielfach verändert, vor allem die Namen der auftretenden Personen. Bei Seiler (Seite 102 bis 108) sind Garnier'sche Bemerkungen mit Seiler'schen Phantasien (Seite 101 f.) gemischt.

Seiler Seite 109 bis 118, wieder eine Entnahme, die bezeichnendste und bedeutungsvollste aus Seybold Seite 322 bis 335, nämlich die Geheime Rats-sitzung nach dem Tode des im Seybold'schen Roman so benannten Fürsten Ludwig Anton, von der unten ausführlicher die Rede sein wird.

Seilers nächstes Kapitel (11), Seite 118 bis 125, ist ein Konglomerat wahrer und falscher damaliger Zeitungs- und Bücher-meldungen zur Hauser-geschichte, vom Autor Seiler gesammelt und zurechtgebogen.

Kapitel 12 wieder nach Seybold:

Seiler Seite 126 bis 130 – Seybold Seite 336 bis 343.

Seybolds erfundene phantastische Darstellung der Ermordung seines Thron-folgers in seinem Roman kann Seiler natürlich nicht brauchen. Seilers Hau-sermörder ist Hennenhofer, – genaueres schenkt er sich –: „die übrigen Umstände des Mordes, sowie die ungeheure Sensation, die dieses Verbrechen erregte, sind dem Publikum aus tausend Zeitungen und Broschüren gewiß noch im Gedächtnis“ (Seite 132), Stanhope wird verdächtigt „als in das Komplott eingeweiht“, der Ritter von Lang und „der Polizeirat Merkel in Berlin“ (muß heißen: Merker) sollen „die öffentliche Meinung mit ihren Vermutungen auf alle nur mögliche Weise auf Abwege leiten“ (Seite 133). Schließlich druckt Seiler Seite 135 bis 167 unter der Überschrift „Zur Charakteristik Hennenhofers“ die von Schauberg gesammelten Aktenstücke ab, die wir aus dem vorigen Abschnitt dieser Arbeit kennen, nämlich die „De-positionen“ des Bohrer, des Pharmazeuten Sailer, des Dieffenbach und die Briefe Hennenhofers an Sailer¹⁹⁾.

Was die von Seybold erdichtete, von Seiler übernommene Staatsrats-sitzung angeht, so sollte sie nicht mehr aus der Kaspar-Hauser-Literatur verschwin-den. In meiner Arbeit V habe ich Seite 188 ff. unter Benutzung eines Brief-wechsels von Tucher – von Andlaw folgendes festgestellt:

„Im Juli 1868 hatte Kolb^{19a)} durch eine Reihe von Aufsätzen in der Frank-furter Zeitung die Hausersache wieder einmal aktuell gemacht. Im gleichen Jahre, vielleicht durch diese Artikel angeregt, trat ein ‚Leutnant W. Fischer‘ an die Herzogin von Hamilton, geborene Prinzessin von Baden, Tochter der Großherzogin Stephanie, der angeblichen Mutter Hausers, heran mit dem Angebot, ihr wichtige Papiere über Kaspar Hauser, aus dem Nachlaß

seines Vaters herrührend zu verkaufen. Die Herzogin gab dem Freiherrn von Andlaw, der einen Vertrauensposten bei ihr inne hatte, den Auftrag, diese Papiere durchzusehen, doch dieser, der sich in Karlsruhe nach der Zuverlässigkeit des Fischer erkundigte und wenig günstigen Bescheid bekommen hatte, riet ab. Trotzdem ließ man sich weiter mit Fischer ein, dieser machte noch allerhand ‚Entdeckungsreisen‘ und überreichte schließlich der Herzogin ein Manuskript von 800 Folioseiten als Niederschlag seiner Ansichten über den Fall Hauser. Im Auftrag der Herzogin verfaßte nun von Andlaw einen Auszug aus dem Fischerschen Manuskript, übersetzte ihn, ‚um weniger Aufsehen zu erregen‘, ins Französische, und diese französische Broschüre: ‚Ecrit en 1870‘ wurde auf Veranlassung und Kosten der Herzogin von Hamilton ohne Titel, Verfasser- und Verlegerangabe gedruckt. v. Andlaw lehnt die Verantwortung für den Inhalt dieser Broschüre ausdrücklich ab.

Da Fischer ‚die Güte der Frau Herzogin etwas allzusehr ausgenutzt‘ hatte, brach man mit ihm, und er suchte in der Folgezeit sein Material anderweitig zu Geld zu machen. Er trat u. a. mit Daumer in Verbindung (dieser starb 1875) und veranlaßte 1882 den Verleger Coppenrath in Regensburg zur Herausgabe seines Buches unter dem Titel: ‚Kaspar Hauser. Seine Lebensgeschichte und der Nachweis seiner fürstlichen Herkunft. Aus nunmehr zur Veröffentlichung bestimmten Papieren einer hohen Person. Von von‘^{19b)}. Von diesem Buch werden in rascher Folge drei Auflagen verkauft, bis der Regensburger Prozeß, den die Brüder Meyer ‚wegen Vergehens der fortgesetzten Beleidigung eines Verstorbenen‘, nämlich ihres Vaters, des Lehrers Meyer, gegen den Verleger Coppenrath angestrengt hatten, der weiteren Verbreitung des Buches ein Ziel setzte^{19c)}. Coppenrath, der sich weigerte, die Anonymität seines Autors zu lüften, trotzdem dieser ihn durch unberechtigte Berufung auf die Herzogin von Hamilton und den toten Daumer ‚hereingelegt‘ hatte, stimmte einem Vergleich zu, er trug die Kosten, und die Broschüre wurde aus dem Buchhandel zurückgezogen.

Noch einmal taucht die Fischer’sche Schrift, mit der erfundenen Staatsrats-sitzung aus dem Seybold’schen Roman, in der Hauserliteratur auf. In einem Schweizer Verlag, Caesar Schmidt, Zürich, in dem damals allerhand politische Literatur erschien, die sich in Deutschland nicht ans Licht traute, erschien 1892: ‚Kaspar Hauser. Des Rätsels Lösung. Von Baron Alexander von Artin.‘ Diese Schrift ist eine gegen ihre Vorlage nur wenig veränderte Neubearbeitung des Fischer’schen Buches und erlebte rasch hintereinander vier Auflagen, ein Beweis für das lebhafteste Interesse, das immer wieder der Hauserfrage entgegengebracht wurde. Im Jahre 1905 wurde sie nochmals gedruckt.“

V. Georg Friedrich Kolb

Wir kommen nun zu dem Autor, von dem wir meinen, daß er das beste geliefert hat (abgesehen natürlich von den Berichten der Augenzeugen und Mitbeteiligten der Kaspar-Hauser-Geschehnisse), was im vorigen Jahrhundert über den Kaspar-Hauser-Fall geschrieben wurde:

Georg Friedrich Kolb (1808–1884).

Dies ist ohne weiteres zu ersehen aus Kolbs Schriften über den Nürnberger Findling. Darüber hinaus aber haben wir heute auch Gelegenheit, eine weitere umfangreiche literarische Leistungsmasse Kolb’scher Provenienz kennenzulernen, dank der Arbeit von Elmar Krautkrämer, aus der sich ergibt,

daß Kolb einer der bedeutendsten und einflußreichsten Vertreter des frühen deutschen Liberalismus ist.

Die folgenden Notizen über Georg Friedrich Kolb sind dem Buch von Krautkrämer entnommen: „Georg Friedrich Kolb. Würdigung seines journalistischen und parlamentarischen Wirkens im Vormärz und in der deutschen Revolution. Ein Beitrag zur pfälzischen Geschichte des 19. Jahrhunderts und zur Geschichte des deutschen Frühliberalismus. Verlag Anton Hain K.G., Meisenheim/Glan. 1959.“ 194 Seiten, (10 S. „Quellen- und Literaturverzeichnis“).

Der Vater, Jakob Christian Kolb, Sohn eines Tübinger Lohnkutschers, war in zweiter Ehe verheiratet mit Karoline Christine Prior aus Mannheim, Tochter eines Branntweinbrenners. Georg Friedrich Kolb, geboren am 8. September 1808, war das zweite von vier (aus der Zahl von 16) verbliebenen Kindern. Als 19jähriger mußte er nach dem 1827 erfolgten Tod seines Vaters die Redaktion der von diesem 1814 gegründeten Speyerer Zeitung übernehmen. Schon das französische Motto seines ersten 1826 erschienenen Buches, „eine Sammlung historischer und politischer Aufsätze“, lautete zu deutsch: „Die Wahrheit, nichts als die Wahrheit, aber auch die ganze Wahrheit“ und zeigt „des jungen Menschen kämpferischen Geist, den er zeit seines Lebens nicht verlor“ (Seite 22).

Schon vor den Karlsbader Beschlüssen (20. September 1819) hatte sich die Speyerer Zeitung „zu einem der schärfsten Oppositionsblätter Deutschlands“ (Seite 29) entwickelt, und 1820 hatte sich das Blatt bereits „die Feindschaft aller süddeutschen Höfe zugezogen“ (Seite 31).

Innerhalb der Bewegung der 1830er Jahre „war die Wirkung der Speyerer Zeitung, gerade durch ihre Mäßigung zu geeigneter Zeit, größer, da sie somit die anderen Blätter in der Pfalz (von Wirth und Siebenpfeiffer) überdauerte und einen entschieden stärkeren und nachhaltigeren Einfluß auf die Gestaltung der Dinge ausüben konnte“ (Seite 75).

Am Zustandekommen des Hambacher Festes, 27. Mai 1832, war Kolb entscheidend beteiligt, „eine Tatsache, die in den bisherigen Veröffentlichungen... nicht genügend gewürdigt ist“ (Seite 46). Die Speyerer Zeitung „war in jenen Tagen das einzige Blatt, das die Stimmung im Rheinkreis widerspiegeln konnte. Ohne sie wären die Liberalen einer ihrer schärfsten Waffen im Kampf um das Zustandekommen des Festes beraubt gewesen“ (Seite 48).

„In ihm (dem Hambacher Fest) ist das nationale Denken in der Pfalz zum erstenmal sichtbar zum Durchbruch gekommen. Auf dem Untergrund der andauernden wirtschaftlichen Not kam es hier zur ersten großen politischen Demonstration des liberalen deutschen Bürgertums. Eingebettet in eine Fülle sich schneidender und durchkreuzender Ideen und Forderungen, wobei politische Realitäten und Utopien sich eigenartig mischten, wurde zum erstenmal das Einheitsverlangen der Nation klar und unverhüllt vor aller Öffentlichkeit zum Ausdruck gebracht“ (Baumann in „Mitteilungen des historischen Vereins der Pfalz“ 51. Band, 1953, Seite 255).

Als die Regierung die Vorgänge in Hambach scharf rügte, veröffentlichte die Speyerer Zeitung eine der schärfsten Protestaktionen dagegen, unterzeichnet von 272 Neustädter Bürgern, weswegen Kolb verhaftet, später aber freigesprochen wurde (Seite 49 f.).

Kolbs Polemik gegen die Bundesbeschlüsse vom 28. Juni und 5. Juli, denen zufolge die Bundes-Central-Behörde zu Frankfurt/Main (1833–1842 bzw. bis 1848) begründet wurde, die Nachfolgerin der Central-Untersuchungs-Commission zu Mainz (1819–1827), findet sich, außer in der neuen Speyerer Zeitung in Kolbs Schrift: „Die Rechte der deutschen Völker“, Speyer 1832 (Seite 50 ff.).

Kolbs Zeitung verfolgte „mit verbitterter Aufmerksamkeit“ die Prozesse, die nach dem Hambacher Fest gegen die Liberalen geführt wurden; u. a. wurde jeder, der eine schwarz-rot-goldene Kokarde trug, gerichtlich verfolgt; mehrere Redakteure wurden neben mehrjähriger Festungshaft zu der „in Bayern damals üblichen Strafe der Abbitte vor dem Bilde des Königs“ verurteilt (Seite 54).

„Man kann aus der Speyerer Zeitung einen guten Überblick über alle in den ersten Jahren nach dem Hambacher Fest bei den verschiedenen Gerichten des Rheinkreises anhängigen oder entschiedenen politischen Prozessen gewinnen“ (Seite 55).

Eine Folge der bedrückenden Maßnahmen nach 1832 war die Auswanderung. „Wohin muß es gekommen sein, so viele Leute zu solchen schweren Entschlüssen zu bringen!“ meint die Zeitung (Seite 55), die in beständigem Kampf lag mit der Willkür der Zensur.

„Liberal war Kolb wohl auf keinem Gebiet so sehr wie gerade auf religiösem“ (Seite 59). Scharf wandte er sich gegen die rückschrittlichen protestantischen Kreise, denen die Vereinigungsurkunde von 1818, wodurch Reformierte und Lutheraner uniert worden waren, nicht paßte, sowie gegen die Auswüchse des Pietismus und Mystizismus (Seite 58).

„Die meisten Gegenstände der Kritik boten ihm die Lehren und Forderungen der katholischen Kirche“ (Seite 59). Vor allem die Mischehenfrage gab Stoff zu ausgedehnter Polemik (Seite 60 ff.) „in dem konfessionell stark durcheinandergerüttelten und dazu sehr vom liberalen Geist durchwehten Rheinkreis“ (Seite 61). Die Unauflösbarkeit der Ehe wurde „als nach Recht, Vernunft und Moral unhaltbar“ hingestellt, „da auch in der Natur alles auflösbar und ein gezwungenes Fortbestehen unmoralisch sei“ (Seite 63).

Auch die Zölibatsfrage wurde aufgegriffen, und die Zeitung meinte, schon 10 Jahre vor der Rongeschens Bewegung (Alt-Katholizismus), „dieses werde dann zur ‚Bildung einer deutsch-katholischen Kirche‘ führen, in der Beichte, Zölibat und manches andere abgeschafft . . . werde“ (Seite 64). Anlässlich der Ausstellung des Heiligen Rockes in Trier wurde gegen Wallfahrten, Reliquienverehrung und Ablass polemisiert.

Am Schulwesen wurde scharfe Kritik geübt. Bestrebungen zur Wiedereinführung der Konfessionsschule wurden als Rückschritt verurteilt, ebenso häufiger Lehrerwechsel und Verwendung ungeprüfter Lehrer (Seite 70 f.). In den Höheren Schulen sollten Naturwissenschaften und Fremdsprachen mehr gelehrt werden, wobei jedoch „die Pflege der Muttersprache das primäre Anliegen einer Höheren Schule sein müsse“ (Seite 71). In den Industrie- und Gewerbeschulen sollten auch „allgemeine Kenntnisse vermittelt werden“. Kleinkinderschulen sollten eingerichtet werden. „Für die Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse des Lehrerstandes“ trat die Zeitung ein (Seite 72).

Für wirtschaftliche Fragen zeigte sich die Speyerer Zeitung „früh aufge-

geschlossen und interessiert“ (Seite 76). Zollgrenzen erschienen Kolb „als das größte Hindernis für die Völkerverständigung überhaupt“ (Seite 72 f.). „Er fordert ein (Währungs-)System, das eine verlustlose Konvertierbarkeit ermöglichte“ (Seite 74).

Kolonialpolitik und deutsche Kriegsmarine lehnte Kolbs Zeitung ab, „solange die Ausdehnung des deutschen Zollverbandes bis zu den Küsten der Nordsee nicht geschehen sei“ (Seite 77).

„Soziale Probleme, die Kolb stets nur innerhalb der wirtschaftlichen sah, fanden in der Speyerer Zeitung schon früh Beachtung“ (Seite 77). (Natürlich konnte „von sozialistischen oder gar kommunistischen Tendenzen“ damals noch keine Rede sein.) Armenanstalten dürften keineswegs „Ermunterungsanstalten für Müßiggänger werden“.

„Als Mittel, den allgemeinen Wohlstand zu heben und einer Volksnot vorzubeugen, empfiehlt Kolb dem Staate:

Stete Fortentwicklung des Erziehungs- und Bildungswesens, um die Unbildung als Quelle der Armut zu beseitigen; die Errichtung von Sparkassen, da durch die Möglichkeit des Sparens die Neigung zu Luxus und Laster abnehme; Darlehensanstalten für Leute, die unverschuldet in die wirtschaftliche Not geraten sind, und Kreditanstalten zur Beschaffung von Kapitalien zur Gründung und zum Betrieb von Versicherungsanstalten, Krankenkassen und Sterbekassen; Kinderbewahrungsanstalten für gemeinsam arbeitende Eltern; Sorge um entlassene Sträflinge und Zwangsarbeitshäuser für Vagabunden und Landstreicher“ (wie Krautkrämer (Seite 80) aus Kolbs Buch: „Ist die Klage über zunehmende Verarmung und Nahrungslosigkeit begründet?“ Speyer 1836, 96 Seiten, zitiert).

Auf dem Gebiete der Justiz forderte die Speyerer Zeitung „eine Strafrechtsreform, die vom Prinzip des bloßen Abschreckens ablasse und auf eine Besserung des Gefangenen ausgerichtet sei“ (Seite 81). Kolb ist für die Abschaffung der Todesstrafe. „Schließlich sei der Zweck der Maßnahmen gegen Verbrechen nur die Erhaltung der Ruhe und Ordnung. Wenn diese auf gelindere Weise gesichert werden könne als durch Hinrichtung, so dürfen nach allen Prinzipien des Naturrechts, der Moral und der Humanität nur gelindere Mittel angewendet werden“ (Seite 81 f.).

Krautkrämers Ausführungen, aus denen vorstehende, uns oft so modern und aktuell anmutende Probleme sichtbar werden, stellen aber keineswegs eine uneingeschränkte Laudatio Kolbs und seiner Zeitung dar. An manchen Stellen erhebt Krautkrämer, was ja sein gutes Recht ist, Einwendungen entsprechend einer von der Kolbs abweichenden Geisteshaltung. Es geht aber nicht an, wenn er in dem nun folgenden Abschnitt seiner Arbeit (S. 82 ff.): „Die Haltung der (Speyerer) Zeitung gegenüber den nicht-deutschen Großmächten“ (Seite 83) schreibt:

„Wenn Baumann den gegen den Pfälzer Liberalismus vielfach erhobenen Vorwurf der Franzosenschwärmerei als eine Mißdeutung der Anhänglichkeit an die Errungenschaften der Französischen Revolution auslegt, so muß man dieser Meinung doch folgende Ansicht der Kolbschen Zeitung über die Elsaß-Lothringer entgegenhalten: ‚Sagt ihnen hundertmal, Ihr seid Deutsche.‘ Sie werden Euch tausendmal antworten: ‚Wir wollen es nicht sein.‘ Denn sie verkennen gar nicht, wieviel Schlimmes ihnen die Verbindung mit Frankreich bringt, aber sie halten dieses Übel für weit minder groß als jenes, welches eine Vereinigung mit Deutschland für sie mit sich brächte.‘“

Hier scheint mir Baumann doch recht zu haben, und den Elsaß-Lothringern übrigens konnte man 1832 ihre Abneigung gegenüber der deutschen Fürstenmißwirtschaft nicht verübeln. 1848, von der Sicht der Paulskirche aus, sah alles anders aus, und insofern hat Krautkrämer wieder recht, wenn er schreibt (Seite 83): „Erst 1848 kennzeichnet stärker den Pfälzer Liberalismus bei aller Sympathie für Frankreich (hier Druckfehler: ‚als‘ ausgefallen?) eine echte deutsche Gesinnung.“

In der deutsch-französischen Krise von 1840 zeigte sich die Speyerer Zeitung „durchaus pazifistisch“, bekämpfte „den auf beiden Seiten entstandenen Nationalhaß“ und nährte „den Gedanken einer innigen Verbindung zwischen beiden Völkern“ (Seite 86 ff.).

Für England zeigte Kolbs Zeitung viel Sympathie wegen des englischen „Konstitutionalismus“. — „Nach der Juli-Revolution drückte sie die Hoffnung aus, daß England und Frankreich sich nun gegen den Absolutismus verbündeten“ (Seite 88).

Die den damaligen Liberalen innewohnende Rußlandfeindschaft illustriert Krautkrämer durch folgendes interessante Zitat aus Kolbs Jugendschrift „Kleine Schriften . . .“ Speyer 1826:

„Europa habe von dem aus Asien entsprungenen Rußland nicht wenig zu befürchten, da ‚das moskowitische Reich, seit einem Jahrzehnt schon bereit zum Angriffe, nur auf günstige Gelegenheit wartet, um unsern Erdteil politisch zu vernichten‘. Aber Amerika werde einst gegen Rußland mehr vermögen als ‚das durch Laster jeder Art zerrüttete und entnervte Europa‘, das nunmehr ‚raschen Schrittes dem eigenen Untergang entgegenleilt‘. ‚Zwei mächtige Erdteile, Asien und Amerika, werden Europa, vielleicht nach Jahrhunderten erst, vielleicht — wider alles Vermuten — in einigen Dezennien schon, von Osten und Westen umschließen und um seinen Besitz streiten.‘ Wenn dann die Macht Rußlands gebrochen sei, dann könnten die Amerikaner die von Europa (zu ergänzen: durch Rußland) so lange erlittene Unterdrückung in vollem Maße wieder rächen“ (Seite 91).

Den hier aus dem 2. Kapitel der umfangreichen Arbeit Krautkrämers: „Die Neue Speyerer Zeitung und der pfälzische Vormärz“ entnommenen Stellen verdanken wir einen umfassenden Einblick in die Meinungen und Taten des jungen Kolb.

Im 3. Kapitel bespricht Krautkrämer „Georg Friedrich Kolbs übriges Wirken vor 1848“, vor allem seine Mitarbeit am Staatslexikon von Rotteck und Welcker (32 Artikel Kolbs mit zusammen 500 Seiten), seine Verdienste um die Pfälzische Eisenbahn und das Speyerer Gewerbewesen, schließlich seine Beziehungen zu den anderen Liberalen des Vormärz.

Das Thema des 4. Kapitels lautet: „Georg Friedrich Kolb und die deutsche Revolution. Sein Kampf für Freiheit und Einheit.“ Hier wird Kolbs Tätigkeit als Abgesandter im Frankfurter Vorparlament, im 50er Ausschuß und in der Nationalversammlung geschildert, ferner sein Auftreten im bayerischen Landtag, sein Verhältnis zur provisorischen Pfalzregierung und seine Verfolgung durch die Behörde, die schließlich zum Erliegen der Neuen Speyerer Zeitung (letzte Nummer vom 31. März 1853 — bei Krautkrämer abgebildet) führte. Kolb entging den Folgen einer letzten Verurteilung durch die Emigration. Krautkrämer schließt sein 4. Kapitel:

„Enttäuscht verließ Kolb seine Heimat und sein Vaterland, in dem er vorerst keine Möglichkeit mehr zum Wirken im Sinne der politischen Freiheit

sah. Der Höhepunkt seiner politischen Karriere lag hinter ihm. Das Jahr 1853 stellt eine entscheidende Zäsur in seinem Leben dar“ (Seite 164).

Krautkrämers (5.) Schlußkapitel lautet: „Kurzer Überblick über Kolbs Leben und Wirken von 1853–1884“ (Seite 166 ff.).

Hieraus einige wichtige Daten:

1860 verließ Kolb Zürich und siedelte mit seiner Familie nach Frankfurt über; Sonnemann hatte ihn zum Eintritt in die Redaktion der 1859 so umbenannten „Neuen Frankfurter Zeitung“ gewonnen.

„Die betont antipreußische, österreichfreundliche Haltung des Blattes während der folgenden Jahre war in erster Linie auf Kolb zurückzuführen. Er gab der Zeitung jene streng demokratische und zugleich gesamtdeutsche Richtung, die sie zum Vereinigungspunkte aller gegen die damalige Annexionspolitik gerichteten Bestrebungen und damit zum Gegenstande des erbittertsten Hasses seitens jener Politik und ihrer Anhänger machte“ (Seite 167).

„Am 17. Juli 1866 wurde die Redaktion von preußischen Truppen besetzt und versiegelt“ (Seite 168), jedoch Kolb und Sonnemann hatten sich nach Stuttgart abgesetzt, wo sie als Ersatzblatt die ‚Deutsche Zeitung‘ herausbrachten. Sonnemann ging im Herbst des Jahres wieder zurück und konnte sein Blatt in der Folgezeit als ‚Frankfurter Zeitung‘ herausgeben. Kolb lehnte jedoch die weitere Beteiligung an der Redaktion in dem nun preußischen Frankfurt ab. Er siedelte nach München über, wo er im Landtag für die Interessen der Pfalz und der bayerischen Demokraten weiterkämpfte. Er blieb jedoch auch fernerhin Mitarbeiter der Frankfurter Zeitung und unterhielt zu ihrem Eigentümer freundschaftliche Beziehungen, schrieb Artikel über geschichtliche und kulturgeschichtliche Themen und lieferte Berichte aus dem bayerischen Landtag. Hinter dem beruhigenden Eingreifen der Zeitung in die Bankkrise von 1871 stand ebenfalls Kolb (Seite 168).

Von 1863 ab wirkte Kolb als Abgeordneter in der 2. bayerischen Kammer, wo er eine Reihe von liberalen Errungenschaften durchsetzte, darunter:

„die unabhängige Stellung der Gemeinderäte gegenüber dem Regierungspräsidenten, die Herstellung des Wahlrechtes und der Wahlfähigkeit aller Bürger bei Bildung des Gemeinderates, Abkürzung der Wahlperiode von 10 auf 5 Jahre, freie Wahl der Bürgermeister und Adjunkten, während vorher die Gemeinderäte nur ein Vorschlagsrecht hatten, die Einführung des Instituts der Gemeindeversammlung und die Befugnis zur Aufstellung eigener Polizeikommissare“ (Seite 170).

Nach Errichtung des Kaisertums, „je mehr Bismarck dann die Zentralfigur der deutschen Politik wurde“, zog sich Kolb „aus dem politischen Leben zurück mit dem Gefühl, vergeblich gegen eine verderbenbringende Entwicklung gekämpft zu haben . . . Am 15. Mai 1884 ereilte ein schneller Tod den noch immer Rüstigen und Tätigen.

Seinem Wunsche gemäß wurde er in Gotha feuerbestattet, der erste Bayer und Pfälzer, dem eine solche Beisetzung zuteil wurde. Vertreter der demokratischen Vereine Deutschlands, Sonnemann von der Frankfurter Zeitung (der er bis zu seinem Tod ‚Freund, Mitarbeiter und Berater‘ war) an der Spitze, geleiteten den Toten mit schwarz-rot-goldenen Fahnen zu Grabe. In München wurde seine Asche auf dem alten nördlichen Friedhof an der Barerstraße beigesetzt. Einer der treuesten Demokraten Deutschlands hatte sein Leben beschlossen“ (Seite 175).

Krautkrämer leitet sein 5. Kapitel ein mit dem Satz: „Kolbs Leben und Werk nach 1853 verdient, Gegenstand einer besonderen Untersuchung zu sein“ (Seite 166). Ich meine, im Verlaufe einer solchen Arbeit wäre vor allem auf die Gründe für die antipreußische, großdeutsche Haltung Kolbs und seine bittere Feindschaft gegenüber Bismarck näher einzugehen, die ihn bewogen, das preußisch-deutsche Kaisertum abzulehnen.

Mit Recht stellt Baumann (Op. cit. Seite 253) fest: „... der ganze Ablauf der pfälzisch-bayerischen Geschichte im 19. Jahrhundert (läßt) keinen Zweifel übrig, daß es sich bei diesen krisenhaften Höhepunkten pfälzisch-bayerischer Auseinandersetzungen – wie sie etwa das Hambacher Fest, die revolutionäre Bewegung von 1849 und der Endkampf um die Reichseinheit 1870/71 darstellen – nicht um isolierte Ereignisse handelt, sondern daß sie nur zu erklären sind auf dem Hintergrund der Dauerkrise, die das pfälzisch-bayerische Verhältnis bis in die Tage der Reichsgründung kennzeichnete.“ Im Verlauf der politischen Kämpfe im Revolutionsjahr 1848 hat es einen Moment gegeben, wo alle Entscheidungen offenstanden. Das Schicksal entschied gegen den Aufbau eines großdeutschen, freiheitlichen, demokratischen Reiches mit Einschluß Österreichs, und als Kolb nach der Kaiserkrönung 1871 einsehen mußte, daß seine Träume nur Schäume waren, zog er sich konsequenterweise aus der Politik zurück. Aus Kolbs „Erinnerungen“, „die Verfassung von 1871 vergleichend mit dem Werk der Paulskirche“, zitiert Krautkrämer:

„Wie viele neue Anstrengungen, Opfer und Leiden wird es gerade infolge der heutigen Gestaltung das deutsche Volk noch kosten, bis jenes hohe Ziel erreicht und endlich wieder ins Auge gefaßt werden wird: im Innern frei, wohlhabend und glücklich, nach außen nicht bloß gefürchtet, sondern ein Hort nationaler Verbrüderung zu sein“ (Seite 175).

Schade, daß Kolb nicht wie sein Kollege aus der Paulskirche, der weniger gradlinige Karl Mathy, seinen Freytag²⁰) gehabt hat, der als jüngerer Zeit- und Gesinnungsgenosse, wohlvertraut mit allen hier infragekommenden Personen und Verhältnissen, in schöngebaute Perioden den dramatischen Lebenslauf unseres pfälzischen Politikers erzählt hat!

Doch nun zu Kolbs Kaspar-Hauser-Schriftstellerei:

Krautkrämer kommt nur in 6 Zeilen (in seinem „Kurzen Überblick“ Seite 167) darauf zu sprechen: „In Zürich befaßte sich Kolb auch mit der Lösung des Kaspar-Hauser-Rätsels. In dem Büchlein ‚Kaspar Hauser. Kurze Schilderung seines Erscheinens und Todes‘ ging es ihm nicht um Sensation, sondern um Mitteilung bis dahin noch nicht bekannter Tatsachen zu diesem Problem, das ihn früher schon in der Speyerer Zeitung interessiert hatte.“

Wir wollen Krautkrämer diese Kurzfassung *hier* über Kolbs doch so viel-sagende und für seine Geisteshaltung so bezeichnende Kaspar-Hauser-Arbeiten nicht verübeln, aber er hat doch in seiner *Literaturübersicht* eine besondere Abteilung „IV. Veröffentlichungen Georg Friedrich Kolbs“, warum fehlen *dort*, abgesehen von seinen zahlreichen Kaspar-Hauser-Aufsätzen, vor allem in der Frankfurter Zeitung, Kolbs beide Bücher:

„Kaspar Hauser. Kurze Schilderung seines Erscheinens und seines Todes. Zusammenstellung und Prüfung des bis jetzt vorliegenden Materials über seine Abstammung; Mitteilung seither noch nicht veröffentlichter Tatsachen, und kritische Würdigung der Angaben von Feuerbach, Eschricht und der

neuesten von Daumer von F. K. Broch, Zürich, Verlag von Meyer und Zeller – im folgenden zitiert als K₁ – 88 Seiten, 1859“ und

„Kaspar Hauser. Ältere und neue Beiträge zur Aufhellung zur Geschichte des Unglücklichen von Georg Friedrich Kolb – im folgenden zitiert als K₂ – Regensburg. Verlag von Alfred Coppentrath. 1882“ (131 Seiten).

Im 1. Abschnitt von K₂ berichtet Kolb, wie er veranlaßt wurde, sich „um die Sache Kaspar Hauser zu interessieren“. Wie er hier ausführlich und durchaus einleuchtend erzählt, hat er zunächst die „Sage“ von Kaspar Hauser, dem vertauschten badischen Prinzen, nicht geglaubt, obschon in seiner Familie vielfach davon die Rede war. Als ihm ein Verwandter seiner Frau, ein Mitglied des Kollegiums der Kreisregierung, von der Beschlagnahme des Garnier-Büchleins erzählte, woraus hervorging, daß man bei dieser Behörde „die Sache doch nicht als so unbedeutend ansah“, dachte er doch immer noch, hier sei ein Flüchtling bestrebt, „den badischen Hof zu ärgern und zu verdächtigen“.

Erst als ihm während seiner Züricher Emigrantenzeit das Schauberg-Büchlein zu Gesicht kam, „ließen sich jene viele Indizien, mitunter höchst schwerwiegender Art, enthaltenden Angaben vernünftigerweise absolut nicht mehr bestreiten, nachdem eine ganze Reihe wichtiger Momente direkt und authentisch erwiesen war. Hatte ich früher, infolge der in meiner Jugend vernommenen Dinge, es auch für nicht unmöglich erachtet, daß die beiden Knaben, welche die Großherzogin Stephanie geboren, ‚hinweggeschafft‘ worden seien, so vermißte ich doch bis dahin jede Begründung eines Zusammenhanges Kaspar Hausers mit denselben. Nun aber lag der Beweis vor, daß der Günstling und wüste Genosse bei unsauberen Handlungen desjenigen, welcher den unmittelbaren Vorteil von einem Hinwegschaffen der beiden Knaben zog, allen natürlichen Gefühlen zuwider, mit einem Menschen, der ihn des schwersten Verbrechens beschuldigt hatte, insgeheim in einer lebhaften, freundlichen Korrespondenz stand, und zwar – wie der Adressat der Briefe zu jeder Zeit und gegen jedermann versicherte – um die *Verhinderung* weiterer Publikationen gerade in jener Angelegenheit zu erkaufen. Es stand ferner fest, daß die badische Regierung, nachdem sie äußerlich gegen das Treiben des nämlichen Menschen (Sailer) bei der französischen Regierung wiederholt lebhaft reklamiert hatte, sodann, als diese Regierung ihr endlich, um Ruhe zu bekommen, den Beschuldigten auslieferte, ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit, denselben – frei laufen ließ, sich bei einer Nachbarregierung für ihn verwendete, und, nach Hennenhofers Angabe, nur darum vorerst einiges Bedenken trug, ihn auch noch mit Geld zu unterstützen, weil Zweifel über seine Verlässigkeit obwalteten. Brachte man, bezüglich des durch die öffentliche Stimme behaupteten ‚Hinwegschaffens‘ jener Kinder, die alte Juristenfrage: Cui bene? in Anwendung, so mußte die Antwort lauten: ‚Dem Markgrafen Ludwig in erster, seiner Stiefmutter Hochberg in zweiter Linie‘. Diese Beiden sowohl, als der Günstling des Ersteren, Hennenhofer, standen längst in einem solchen Rufe, daß man beide jeder schwarzen Tat fähig hielt, ja solche Taten der verschiedensten Art, als von ihnen faktisch verübt, erzählte“ (K₂ Seite 12 f.).

Doch zurück zu K₁: In der Einleitung (Seite 3–8) betont Kolb zunächst: „Kaspar Hauser gehört nur noch der Geschichte an, mag seine Herkunft gewesen sein, welche sie wolle“. Die ganze Affäre hat „nur noch eine wissenschaftliche, eine historische und psychologische Bedeutung“, daher „kann

die Besprechung der Sache . . . eine freiere sein als vor einem Vierteljahrhundert“.

Nun beginnt Kolb seine „Besprechung“:

„Als Kaspar Hauser zuerst in Nürnberg erschienen war, drückten die öffentlichen Berichte über ihn Erstaunen, aber keine Vermutung bezüglich seiner Abstammung aus; man mochte im Stillen versuchen, das Rätsel zu lösen. Nach zwei Jahren glaubte der preußische Polizeirat Merker, den Findling als *Betrüger* qualifizieren zu können. Nach der Tötung des Unglücklichen, wieder anderthalb Jahr später, ward die gleiche Behauptung auch durch den, seines übersprudelnden Witzes und seiner nicht selten giftigen Satiren wegen bekannten Ritter von *Lang*, und – was in hohem Grade auffallen mußte – durch Hausers Adoptivvater, den englischen Grafen *Stanhope*, in aller Weise, soviel nur möglich verbreitet.“

Die zunächst „abgetan scheinende Sache“ wurde dann durch Garnier wieder hochgespielt, der zwar selbst

„gar keine Beweismittel besessen habe; – er betonte dies selbst aufs Entschiedenste, um aufmerksam zu machen, wie die Angegriffenen (namentlich der Günstling Major Hennenhofer) nichts desto weniger einen wahrhaft unbeschreiblichen und unter anderen Verhältnissen unbegreiflichen Eifer entwickelt hätten, das Bekanntwerden seiner Schrift zu verhindern, und ihn selbst, sogar vermittelst Belohnungen, zum Schweigen zu bringen. Außer Garnier bemächtigten sich auch andere des einmal angeregten Themas. Es wurden Schriften verbreitet, die, um Hauser als badischen Prinzen erscheinen zu machen, wahrhaft von Absurditäten strotzen. Dahin rechnen wir namentlich die Broschüre eines gewissen Sebastian *Seiler* (vormaligen preußischen Justizaktuars), betitelt: ‚Kaspar Hauser, der Thronerbe Badens‘. Der Verfasser begnügte sich nicht damit, blindlings zusammenzuraffen, was er irgendwo für seine Behauptung zu finden wußte, sondern er malte auch die Einzelheiten angeblich oder wirklich stattgehabter Verbrechen, bis zu dem Grade des Albernern aus, daß er sogar Monologe des Mörders Kaspar Hausers, scheinbar wortgetreu, produzierte. Es bleibt immerhin auffallend, daß selbst solche Lächerlichkeiten Aufmerksamkeit erregen konnten. Es wäre dies rein unbegreiflich, wenn nicht die Polizei in ihrer jedes Maß übersteigenden Verfolgung, solchen rein wertlosen Dingen eine Bedeutung beigelegt hätte, und wenn nicht zudem über die wirklichen Verhältnisse Hausers ein dunkler Schatten ausgebreitet geblieben wäre, so daß jede Vermutung berechtigt scheinen mochte“ (Seite 5).

Dann kommt Kolb auf die Kaspar-Hauser-Schrift der Albersdorf (Peitler-Ley ²¹⁾ Nr. 184, 190, 191) zu sprechen, die „des Ferneren nicht beachtet . . . der unhaltbaren Schlußunterstellungen wegen“ (Seite 6) ²²⁾.

Nach über ein Jahrzehnt langer Ruhe erschien Feuerbachs Memoire über Kaspar Hauser, „und es geschah nichts gegen dasselbe“; einige Jahre später die „etwas seltsame“ Kaspar-Hauser-Schrift von Eschricht und als Gegenschrift Daumers „Enthüllungen über Kaspar Hauser“ von 1859, wozu Kolb meint:

„Ganz unbegreiflich ist es aber, wenn nicht nur die ziemlich marktschreierische Buchhändleranzeige, sondern wenn insbesondere eine Menge von Blättern, und darunter die Kreuzzeitung selbst, eines dem anderen nach, verkünden: Das Rätsel sei jedenfalls so weit gelöst, daß Hauser keinem

fürstlichen Geblüt entstamme; alles, was in dieser Beziehung gesagt worden, erweise sich als durchaus unhaltbar, das habe Daumer dargetan“ (Seite 7).

Kolb schließt seine „Einleitung“: Da also das Interesse an der Kaspar-Hauser-Frage „wieder in hohem Grade erweckt“ sei und da „der Verfasser dieser Bogen durch Zufall in den Besitz einigen hierher gehörenden Materials gelangte, welches bis jetzt noch nirgends gedruckt ist, und da er verschiedene darauf sich beziehende weniger bekannte Notizen erhielt, — schien es ihm nicht unzeitgemäß, den gesamten Stoff seinen wichtigsten Beziehungen nach einer, so viel Menschen möglich unbefangenen, kritischen Prüfung zu unterstellen, und die Ereignisse, soweit dieselben als unzweifelhaft anzusehen sind, übersichtlich, klar und bestimmt den Lesern vorzulegen; sodann aber, wo die positiven Beweise fehlen, durch Mitteilung der Indizien, das Publikum in den Fall zu setzen, nach eigenem Ermessen sich ein Urteil, eine Ansicht oder eine moralische Überzeugung zu bilden“ (Seite 8).

Anschließend gibt Kolb seine Darlegung über „Hausers Erscheinen und spätere Ermordung“ (Seite 9–23). Hierin neben einzelnen guten Bemerkungen manches Unrichtige, übernommen meist aus den früheren Publikationen über den Kaspar-Hauser-Fall, deren Verfasser, mit wenigen Ausnahmen, ebenso wie Kolb, keine Gelegenheit hatten, Einblick in die amtlichen Untersuchungsakten zu tun, die uns heute gedruckt vorliegen ^{22a}).

Kolbs Hauptanliegen war aber die Suche nach der Antwort auf die Frage: „Wer war Kaspar Hauser?“, dem er in 9 Abschnitten (Seite 22–88) den Rest seiner „Broschüre“ (von daher sein Pseudonym F. K. Broch) widmet. In „I“ fertigt Kolb die Ansicht ab: „Sollte er (Kaspar Hauser) ein großer Betrüger gewesen sein?“ „Merkers Bemerkungen waren so ungenügend, jene des Ritters Lang so frivol, zu sehr aus der Luft gegriffen, um auch nur dem dänischen Etatsrat Eschricht ausreichend zu erscheinen“. Letzterer „stempelte den Hauser zu einem Idioten, der durch die ihm beigelegte Wichtigkeit, durch Verhätchelung in der verspäteten Erziehung, sich gewöhnt, zu lügen, zu heucheln und die Leute absichtlich zu täuschen, und der schließlich, um die Aufmerksamkeit noch mehr zu erregen, sich selbst eine Wunde beigebracht habe, an der er aber gestorben sei“ (Seite 22). Dazu meint Kolb: „... — ein seltsamer ‚Idiot‘, der zuletzt durch Eitelkeit bis zum raffinierten Selbstmorde gebracht worden sein könnte. Idiotismus und solche durchtriebene Verschmitztheit, — Idiotismus und solche Eitelkeit, — heben sich diese Qualifikationen bei einer und derselben Person nicht schon gegenseitig absolut selbst auf?“ (Seite 24). Übrigens würde diese Theorie „durch eine Hinweisung auf den Brief, den er (Hauser) nach Nürnberg mitbrachte“, widerlegt. „Was endlich Hausers Tötung betrifft, so sprechen nicht bloß alle psychologischen Gründe ... sondern auch die anatomischen Befunde ... gegen einen Selbstmord“ (Seite 25).

Mit einer kritischen Betrachtung des Rätsels Stanhope ^{22b}) schließt Kolb diesen Abschnitt I.

In „II“ befaßt sich Kolb mit einigen falschen Hypothesen über Hausers Herkunft. In „III“ druckt er Feuerbachs „Memoire über Kaspar Hauser“ wörtlich ab, in der Meinung, daß dieses „wichtige historisch-kriminalistische Aktenstück ... durch Auszüge oder Umschreibungen, trotz aller Unbefan-

genheit des Berichterstatters, nach einer oder der anderen Seite hin eine falsche Färbung erhalten könnte“ (Seite 37) ^{22c}).

In „IV“ (Seite 47 ff.) fertigt er „Daumers Erinnerungen gegen Feuerbachs Ansicht“ ab und bringt in „V“ (Seite 49 ff.) „Bemerkungen über Feuerbachs Denkschrift“.

Zunächst der Hinweis: „Wenn jene Behauptung (nämlich Hausers Prinzentum) etwa richtig sein sollte, so ist es von vornherein klar, daß darüber *dokumentarischer Beweis* in *keinem Falle* beigebracht werden kann, sondern daß *höchstens* ein *Indizienbeweis* herzustellen ist, und auch dies nur schwer und unvollständig. Schriften, wie die früher genannte von Seiler, worin angeblich alle Einzelheiten des Verbrechens erzählt werden, beruhen daher – man kann es schon vor jeder Einzelprüfung aussprechen – gewiß auf Täuschung und Trug, und es ist in allen derartigen Fällen überflüssig, die näheren Angaben einer besonderen Untersuchung zu unterstellen. Es kann sich sonach nicht darum handeln, *jede Einzelheit* des etwaigen Verbrechens ermitteln zu wollen, sondern es fragt sich nur: sind Indizien vorhanden, welche es glaubwürdig machen, daß ein Verbrechen überhaupt begangen wurde, und gegen wen deuten diese Indizien?“ (Seite 50).

Abzulehnen ist nach Kolb Feuerbachs Ansicht, „ein um dessen Seelenheil besorgter katholischer Geistlicher habe dem Hauser die von ihm mitgebrachten ‚Katholischen Traktätlein‘ gegeben“. „Uns scheint in dieser Mitgabe eher ein diabolischer Hohn zu liegen, besonders im Hinblick auf das Schriftlein über die vergeudeteten Jahre; dann die Absicht, glauben zu machen, der Junge sei Katholik, um auf falsche Spur zu leiten“ (Seite 50).

Kolb schließt diesen Abschnitt mit 3 „ergänzenden aphoristischen Betrachtungen“:

- 1) das „feststehende Faktum“, daß niemand „das Heranbringen des seltsamen Burschen bis in die Stadt Nürnberg . . . wahrgenommen hätte . . . unterstützt mächtig die Glaubwürdigkeit der Ansicht, daß der Verbrecher auch die beiden anderen Male (nämlich bei dem Nürnberger Attentat und bei der Ermordung in Ansbach), wo es unendlich leichter war, habe entkommen können“ (Seite 51).
- 2) und 3) spricht Kolb über Feuerbachs Ausführungen über Hausers Schloßtraum und über die Bedeutung der ‚Fama publica‘.

In „VI“ behandelt Kolb die „genealogischen Verhältnisse in der zuletzt ausgestorbenen (älteren) Linie des zähringischen Hauses“ (Seite 53 ff.).

Den Ausschnitt „VII. Verhalten eines Majores Hennenhofer“, (Seite 57 ff.) beginnt Kolb mit einer Einleitung, die uns zeigt, wie behutsam vorsichtig er an sein Thema herangeht:

„Feuerbachs Denkschrift ist unverkennbar mit ausgezeichnetem Scharfsinn abgefaßt. Auch wird man eine Unhaltbarkeit der entwickelten Ansichten wenigstens a priori nicht behaupten können, vielmehr zur Anerkennung einer gewissen Wahrscheinlichkeit derselben sich gedrängt fühlen. Allein dennoch wird diese Entwicklung weitaus den meisten nicht wahrhaft genügen, um in ihnen eine volle, aus der eigenen innern Erkenntnis hervorgegangene *Überzeugung* zu begründen. Dazu wäre jedenfalls eine genaue Kenntnis aller Einzelheiten, Schwankungen und Schwierigkeiten der Untersuchung nötig. Feuerbach zwar, der diese gerichtliche Untersuchung geleitet, besaß eine solche Kenntnis; allein wir vermögen, in deren Ermangelung, nicht zu beurteilen, ob alle während des Laufes der gerichtlichen Tätigkeit

aufgetauchten speziellen Momente auch auf uns den gleichen Eindruck wie auf ihn hervorbringen, – ob sie in uns die nämliche ‚moralische Überzeugung‘ begründen würden, wie sie es bei ihm getan haben. Es ist dies möglich, aber wir wissen es eben doch nicht bestimmt, so sehr die Autorität des hervorragenden Kriminalisten und umsichtigen und erfahrenen Mannes dafür sprechen. So ist man nur bis *auf den Punkt* gebracht, daß die Waagschalen zwischen moralischer Überzeugung und Zweifel *schwanken*; aber allerdings könnte das kleinste weitere Gewicht, das in die erste Waagschale fiel, einen Ausschlag geben. Es fragt sich darum, ob, seitdem Feuerbach schrieb, ein oder der andere nicht ganz irrelevante Umstand in dieser Angelegenheit ermittelt werden konnte. Was wir *erweisbar* aufzufinden im Stande sind, beschränkt sich auf folgendes. Wir teilen es hier in möglicher Kürze mit, es dem Ermessen eines jeden Lesers, insbesondere eines jeden Kriminalisten überlassend, ob er in diesen Daten Stoff findet, geeignet, Feuerbachs Ansicht zu unterstützen. *Wir* geben nur die *Fakta*, müssen aber, des Verständnisses des Spätern wegen, mit sehr unbedeutenden Dingen beginnen. (Das Ganze mag nebenbei ein Bild entrollen, wie man in den 1830er Jahren die Flüchtlinge mit Spionen umgab, und welches Treiben zu ihrem sittlichen und materiellen Verderben stattfand“ (Seite 57 f.).

Kolb entnimmt diese seine „Fakta“ u. a. einem ungedruckten etwa 1840 oder 1842 entstandenen, ihm im Original vorliegenden Garnier-Manuskript, worin letzterer, über das schon in seiner Straßburger Broschüre von 1834 Berichtete hinaus, „umständlich die Bemühungen zur Unterdrückung seiner Schrift schildert . . . Das Manuskript samt Belegen ist dermalen Eigentum eines Schweizer Bürgers von Basellandschaft, des Herrn Georg Fein²³⁾“ (Seite 59 Anm.).

„Die damalige badische Regierung verlangte von der französischen speziell die Unterdrückung der Garnier’schen Flugschrift; der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herzog von Broglio, erwiderte jedoch, daß, nachdem die gesetzlichen Formalitäten bei der Herausgabe erfüllt seien, und die Justizbehörden sich nicht zum Einschreiten veranlaßt gesehen, er sich außer Stand befinde, dem gestellten Ansinnen zu entsprechen; es stehe der betreffenden Regierung jedoch frei, eine Klage vor den französischen Gerichten zu veranlassen. (Mitteilung des damaligen offiziellen Journal du Haut- et Bas-Rhin.) – Der zuletzt angegebene Weg ward indeß nicht eingeschlagen. . . . Ferner hatte man ein anderes Mittel versucht, die Flugschrift aus dem öffentlichen Verkehr zu bringen, nämlich durch *Aufkaufen* der Exemplare. „Den Tag, ehe die Broschüre ausgegeben wurde, kam der Kommandant von Kehl dreimal nach Straßburg gefahren, um ja sogleich ein Exemplar zu bekommen. Kurz und fast unmittelbar nach der Publikation kam zu drei verschiedenen Tagen eine Frau aus dem Badischen, welche in diesen drei Malen 250 Exemplare kaufte und *bar* bezahlte‘ (das allerngewöhnlichste, was bei diesen Flüchtlingsschriften vorkam) ‚ohne anzugeben, für wen und wohin die Exemplare bestimmt waren. Dem Drucker Schuler fiel die Sache sogleich auf.‘ (Brief Dieffenbachs an Garnier, nötigenfalls Zeugnis des zu Colmar noch lebenden Buchdruckers Schuler)“ (Seite 60).

Weiter geht Kolb näher ein, speziell ausführlich auf Hennenhofer, dann weiter auf Engesser, Sailer, Dieffenbach, Singer, Dung, die alle „in dem Getreibe tätig“ waren, unter Zitierung von Unterlagen aller Art, wobei er ausdrücklich bemerkt:

„— Indem wir nur die Fakta sammeln, geben wir unsererseits keine Meinung ab, weder über die Verhältnisse selbst, noch darüber, ob das allerdings ungewöhnliche Benehmen des Mannes aus dem natürlichen Wunsche entsprang, in den Augen der Welt nicht als Urheber von Handlungen zu erscheinen, von denen ihn sein Gewissen selbst freisprach, oder ob sein Verhalten der Ausfluß eines Schuldbewußtseins war²⁴⁾“ (Seite 61).

Zwei wichtige „Anmerkungen“ Kolbs seien noch angeführt:

Seite 62:

„Der Wortlaut der sämtlichen hier berührten Briefe von Sailer, Dieffenbach, Dung etc. liegt vollständig vor uns; wir verbürgen die Richtigkeit der Auszüge“, und

Seite 67:

„Man kann sich einer billigen Verwunderung darüber nicht erwehren, daß immer und immer wieder nur (in den von Kolb zitierten Emigranten-Angaben) davon geredet wird, *wer* die Tatsachen *mitgeteilt* habe, statt daß man bloß Beteuerungen und Beweise ihrer Unrichtigkeit und Erdichtung erwartet, was durch eine solche Auffassung geradezu ausgeschlossen zu werden scheint.“

Weshalb eine Fortsetzung der Garnier'schen Kaspar-Hauser-Aufsätze nicht erschienen ist, erklärt Kolb K₁, Seite 69, und ausführlicher K₂ (Seite 15 f.). An letzterer Stelle:

„— Es war gegen Ende August 1857, als mein alter Freund, Geheimrat *Welcker*, der vieljährige und einflußreiche badische Abgeordnete, nach Zürich kam und einige Tage bei unserem gemeinsamen Freunde Dr. Wilhelm Schulz und mir verweilte. Wir kamen auch auf die Kaspar Hauser'sche Angelegenheit zu sprechen, und ich versäumte nicht, Welcker um offene Mitteilung seiner Ansicht anzugehen. Da sich Welcker in unbedingt verlässigem Freundeskreise befand (anwesend waren Dr. Wilhelm Schulz, dessen Frau und ich), so trug er keine Bedenken, rückhaltlos diejenigen, zum Teil wahrhaft überraschenden Mitteilungen zu machen, welche ich am nämlichen Tage (30. August) noch aufzeichnete und seitdem veröffentlichte . . .

. . . Als der Großherzog Ludwig gestorben war, berieten sich badische Abgeordnete angelegentlich, ob es ihr Gewissen zulasse, dem Prinzen Leopold zu huldigen, da in der Person des Kaspar Hauser aller Wahrscheinlichkeit nach ein Sohn des Großherzogs Karl lebe. Als Garnier, der Verfasser der verfemten Flugschrift, sich auf badischem Gebiet erhaschen ließ, ward er eingesperrt, aber nicht vor Gericht gestellt; man wollte ihn festhalten ohne Urteil, und erst als Welcker im Einvernehmen mit seinem liberalen Kammerkollegen, dem Minister Winter, drohte, die Sache in der Kammer öffentlich anzugreifen, zog es der Minister, nach anfänglichem hartnäckigem Sträuben vor, den Gefangenen freizugeben, statt es zu einer öffentlichen Gerichtsverhandlung kommen zu lassen. Als Welcker später (nach der Kammersession 1835) England bereiste, zeigte ihm dort der Flüchtling Garnier einen von Hennenhofers Hand geschriebenen Brief, worin derselbe auch diesem Menschen, der ihn des Mordes beschuldigt hatte, eine nicht unbedeutende Geldsumme bot, wenn er — gewisse Bedingungen eingehe; darauf hatte Garnier seine bereits begonnene weitere Publikation wirklich eingestellt“ (K₂ Seite 15 f.).

Kolb schließt (K₁ Seite 69) seine „Angaben aus dem Manuskript Garniers und aus den Belegen zu denselben“ mit der wiederholt ausgesprochenen Feststellung:

„... für uns geht aus allem hervor, daß Garnier in der Sache selbst nichts Positives wußte, obwohl er sich immer das Ansehen gab, mehr sagen zu können“.

Den nächsten Abschnitt, „VIII. Authentische gerichtliche Aktenstücke“, beginnt Kolb folgendermaßen:

„Die vorstehend mitgeteilten Daten lassen keinen Zweifel über eine ungewöhnliche Rührigkeit Hennenhofers in der fraglichen Sache. Auch haben die verschiedenen Angaben das Gepräge innerer Glaubwürdigkeit. Zudem unterstützen sie sich gegenseitig umso mehr, als sie zunächst nur an Freunde und Genossen gerichtet waren, wodurch jeder Verdacht einer beabsichtigten Täuschung des Publikums wegfällt. Trotzdem sind es eben doch meistens nur Angaben von Flüchtlingen und deren Befreundeten, und es fehlt jeder greifbare Beweis, der von Hennenhofer unmittelbar selbst herührte.

Doch auch ein solcher Beweis sollte zum Vorschein kommen, und zwar bei einer Gelegenheit, bei welcher man ihn wohl am wenigsten suchte“ (K₁ Seite 69 f.).

Als „solchen Beweis“ stellt nun Kolb die uns bereits bekannten, von Schauberg erstmals hervorgezogenen, auf Hennenhofer-Sailer bezüglichen Dokumente vor. Dabei verweist er „auf den vollständigen Wortlaut dieser Schreiben“ in Schaubergs „aktenmäßiger Darstellung“ und bringt zum Schluß das ihm wichtig Erscheinende aus den 13 Hennenhoferbriefen vom Oktober 1834 bis Oktober 1835. Er schließt:

„— Wir brechen hier ab. Mancherlei Fragen drängen sich hier auf; insbesondere: War das Verhältnis Hennenhofers und Sailers ein einfaches und natürliches? Dieses, dem Verbreiter der gehässigsten Flugschriften gemachte Aufdrängen der Beteuerung, daß man ihn nicht verfolgen werde, und daß er nur zurückkommen solle; diese lebhaft Korrespondenz, diese unausgesetzte Verwendung bei den Regierungen des In- und Auslandes für einen Menschen, durch dessen Benehmen Hennenhofer bei seinen eigenen Leuten, wie er wußte, kompromittiert ward? Stand das Verhältnis in Beziehung zur Kaspar Hauser'schen Geschichte? Und falls das gewesen sein sollte: konnte Hennenhofer anders in solche Beziehung gekommen sein, als den Interessen Dritter dienend? Ist das, was uns hier vorliegt, geeignet, die Aufstellungen und Vermutungen Feuerbachs zu schwächen oder zu verstärken? Dies sind Fragen, welche ein Jeder, sowie etwa ein Geschworener, nach moralischer Überzeugung, nicht nach juristischen Beweisen (als welche hier von vornherein fehlen *müssen*) beantworten mag“ (Seite 82).

In einem „IX“. Schlußabschnitt (Seite 82-88) kommt Kolb auf die „Flaschenpost 25)“, die „ungarischen Sprachversuche“, Stanhope usw. zu sprechen, worüber wir heute mehr wissen als Kolb 1859.

Wir kommen nun zu Kolbs zweitem Kaspar-Hauser-Buch von 1883 (K₂). Die erste Hälfte des 1. Abschnittes, wie nämlich unser Kaspar-Hauser-Forscher dazu kam, sich für dieses Thema und seine Literatur bis zum Jahre 1858 zu interessieren, haben wir bereits behandelt. In der 2. Hälfte dieses Abschnitts fährt Kolb fort mit einem Überblick über die Hauserliteratur bis 1883.

Nach Abfassung von K1 „ließ er die Angelegenheit jahrelang ruhen“, bis er im Sommer 1868 veranlaßt wurde, „wodurch ist ihm auch nicht mehr erinnerlich“, im Feuilleton der Frankfurter Zeitung „eine gedrängte Zusammenstellung“ des von ihm über Kaspar Hauser früher Publizierten „unter Beifügung der durch Welcker erfahrenen Tatsachen“ zu geben. Daraufhin erhielt er „verschiedene Zuschriften“ . . . so namentlich die, daß die badische Regierung sofort nach dem Tod Hennenhofers (12. Januar 1850) durch eine eigene Kommission, bei welcher Hofmarschall Ferdinand Freiherr von Röder und der Freiburger Stadtdirektor Freiherr Mariano von Uriasarachaga, dessen Papiere habe wegnehmen lassen, und daß sie sich später mit den Erben des Majors vermittelt Zahlung einer Summe von angeblich 20 000 Gulden abgefunden habe“ (Seite 19).

Nach Erscheinen der „Authentischen Mitteilungen über Kaspar Hauser“ (1872) von Dr. Julius Meyer, — das Buch war Kolb von Sonnemann zur Besprechung in der Frankfurter Zeitung zugesandt worden —, „unterzog er (dieses) . . . einer Analyse, und zwar ausschließlich aufgrund der von Meyer selbst veröffentlichten *wirklichen* (nicht der von Hickel fabrizierten) Aktenstücke, welche Analyse über die völlige Unhaltbarkeit der Unterstellung, Hauser sei nichts als ein Betrüger gewesen, so wenig einen Zweifel ließ, daß der Verfasser nicht einmal den *Versuch* einer Widerlegung meiner Nachweise unternahm, und daß später sogar Mittelstädte seine eigene Aufgabe für unlösbar erkannte ohne förmliches Lossagen von jener Unterstellung“ (Seite 20). „— Gleichwohl fand sich in Meyers Buch eine, allerdings nur nebenbei und bloß in einer Anmerkung gegebene, wirklich aktenmäßige Notiz, welche ein neues, höchst wichtiges Indizium enthüllte: Das bayerische Untersuchungsgericht war in einem anonymen Schreiben aufmerksam gemacht worden, der vormalige badische Minister von Hacke und der badische Gesandte in Wien, General Tettenborn, seien im Falle, über Hauser Auskunft zu erteilen“ (Seite 21), worüber sich dann Kolb vier Seiten lang ausläßt²⁶⁾.

Es folgen Bemerkungen über Hennenhofer: „das Verhalten des badischen Ministers Winter in Sachen Garniers“ (Seite 25 f.); über die anonyme Schrift „écrit en 1870“, „entstanden . . . wegen . . . der Herzogin von Hamilton, Tochter der Stephanie und des Großherzogs Carl, somit der präsumptiven Schwester Hausers“ (Seite 27).

„Im Jahre 1873 veröffentlichte G. F. Daumer . . . ein neues Buch über denselben“ (Kaspar Hauser), „. . . wies, noch in andern Beziehungen, als ich bereits getan hatte, das Tendenziöse des Verfahrens von Julius Meyer nach; er behauptete, derselbe habe geradezu unwahre Angaben gemacht, sich Entstellungen des Akteninhalts, Täuschung des Publikums erlaubt — absichtliche schwerste Ehrenkränkungen, gegen welche Julius Meyer, wie es doch hier indiziert war, mit gerichtlichem Urteil *nicht* geantwortet“ (Seite 28). — Was hätten beide, Daumer wie auch Kolb, erst geschrieben, wenn sie die Möglichkeit gehabt hätten, Dr. Julius Meyers Aktenfälschungen durch Vergleich mit dem amtlichen Material²⁷⁾ festzustellen!

In den nächsten Seiten seines „I. Abschnitts“ kommt nun Kolb auf die in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ Mitte 1875 veröffentlichten „drei Urkunden aus dem badischen Hausarchiv“ (Texte dieser Akte VII S. 268 ff.) zu sprechen:

„Bisher hatten *alle* badischen Ministerien, mochten sie einer politischen

Richtung angehören, wie sie wollten, hartnäckig geschwiegen, so sehr die öffentliche Stimme im Lande selbst und in der auswärtigen Presse Aufschlüsse verlangt hatte. Und an der Spitze dieser Ministerien, die während so vieler Jahrzehnte aufeinander gefolgt, waren unzweifelhaft Männer von Verstand und Klugheit; sie alle ausnahmslos hatten es für geraten erachtet, gegenüber allen Provokationen unbedingt zu schweigen. Würden sie — so mußte man fragen — diese Politik beliebt haben, wenn die Dinge so einfach lägen, daß man nur drei Aktenstücke aus dem Hausarchiv hervorzuziehen brauchte, um alle jene so unangenehmen Gerüchte mit einem Schlage für immer niederzuschmettern?“ (Seite 30).

Kolbs in der Frankfurter Zeitung veröffentlichte „Entgegnungen auf die offiziöse Publikation“ hatte das Buch von Mittelstädt: *Kaspar Hauser und sein badisches Prinzentum*, Heidelberg 1876, zur Folge. Gegen dieses wiederum polemisierte Kolb in einer Reihe von Aufsätzen, wieder in der Frankfurter Zeitung; Kolb schließt die Ausführungen seines I. Abschnitts:

„Nun, da Mittelstädt alle meine Einwendungen gegen sein Opus schweigend hingenommen hat, würde auch meine jetzige Veröffentlichung umso mehr in meinem Pulte in Ruhe geblieben sein, als ich vorerst aus gewissen Rücksichten, wie schon angedeutet, auch heute nicht alles publizieren will, was ich in der Sache weiß, — wenn nicht Dr. Julius Meyer durch Veröffentlichung der von Hickel fingierten (angeblichen) *Korrespondenz*, dann durch die Art, wie er das Urteil des von ihm gegen unwahres Verächtlichmachen des Andenkens seines Vaters angerufenen Regensburger Schöffengerichts in einer Anzahl Zeitungsartikeln so darstellte oder darstellen ließ, als habe jenes Schöffengericht über die ganze Hauser'sche Angelegenheit abgeurteilt und dieselbe als Lüge und Schwindel erklärt (wozu gerade dieses Gericht weder berufen, noch mit den nötigen Vorkenntnissen — einer ganzen Literatur — versehen war), so würde ich auch jetzt schweigen. So aber ist es gewissermaßen für mich *Ehrenpflicht*, heute, so schwer es mir sogar körperlich fällt, noch einmal zur Feder zu greifen, und Herrn Meyer aufmerksam darauf zu machen, mit wievielen Antworten, die er behandelt, als ob er sie längst erledigt hätte, er sich noch im vollständigsten Rückstande befindet, wobei ich ihn namentlich auf die Bemerkungen hinweise, welche ich in der Frankfurter Zeitung von 1872 und 1875 veröffentlicht habe“ (Seite 34).

In 9 weiteren Abschnitten (Seite 35–128) faßt nun Kolb zusammen, was er weiterhin zum Fall Hauser zu sagen hat.

Abschnitt II: „Aus den Mitteilungen des Geheimrats Welcker“. Hier zunächst, wie bereits VII S. 264 f. im Zusammenhang mit der Ammengeschichte zitiert, Welckers „innige Überzeugung, daß Hauser wirklich der älteste Sohn des Großherzogs Carl und der Stephanie gewesen sei“ (Seite 35); ferner Welckers Angaben über Garnier. Kolb schließt diesen Abschnitt:

„Welcker bemerkte weiter: Wenn schon die wenigen Indizien, welche Feuerbach vorlagen, den Scharfsinn des letzteren zu dem Schlusse führten, Hauser sei Stephanies Sohn gewesen, so sehen Sie, auf welchen zahlreichen und viel gewichtigeren Tatsachen meine Meinung beruht. Er (Welcker) fügte bei: als die Sache von Hauser bekannt geworden, hätten außer ihm verschiedene, darunter sehr monarchisch gesinnte badische Abgeordnete, sich in ihrem Gewissen tief beunruhigt gefühlt, ob sie den Großherzog Leopold anerkennen dürften, während alles darauf hindeute, daß der Sohn des Groß-

herzogs Carl als Kaspar Hauser noch lebe. Er selbst sei groß im Zweifel gewesen, was er zu tun verpflichtet sei; Rottecks Ansicht sei durchgedrungen, wonach man sich um die fürstlichen Privatverhältnisse nicht zu kümmern habe" (Seite 40).

Abschnitt „III“. „Mitteilungen des Hofgerichtsdirektors Christ“.

Kolb faßt die hier gegebenen „Hauptmomente“ folgendermaßen zusammen:

- „1) Hennenhofer war in der Kaspar Hauser'schen Angelegenheit vielfach tätig (Beweis: sein deßfallsiger Verkehr mit Flüchtlingen, namentlich sein von Welcker gesehener Brief an Garnier);
- 2) er machte dessen auch keinen Hehl, sondern bekannte vielfach, daß er Aufschlüsse in der Hauser'schen Sache geben könne (Beweis: Erklärung gegen Ministerialrat Dr. Christ und später gegen viele seiner Bekannten in der Museumsgesellschaft in Freiburg, gegen Bürgermeister Jörger in Baden-Baden etc.);
- 3) er wies dagegen die Anschuldigung entschieden zurück, der Mörder Hausers zu sein, war vielmehr angelegentlich besorgt, daß sofort nach seinem Tode seine *Ehrenrettung bekannt* würde, und zwar vermittelt Publizierung der von ihm niedergeschriebenen Aufschlüsse, die er, ohne sie lesen zu lassen (weil er für den Rest seines Lebens einen Konflikt mit der badischen Regierung sorgsam vermied), Bekannten häufig zeigte;
- 4) unmittelbar nach Hennenhofers Ableben wurden jedoch seine sämtlichen Papiere von der badischen Regierung im Sterbehause weggenommen (wobei die vorangegangene Mitteilung des Dr. Christ an den Großherzog Leopold wohl schwerlich ohne Einfluß blieb) und selbst seine an Bekannte (Blittersdorf) gerichteten Briefe möglichst eingezogen, die *Ehrenrettung* dagegen, auf die es Hennenhofer so sehr abgesehen nicht veröffentlicht" (Seite 44 f.).

Hinzuweisen ist in diesem Zusammenhang noch auf Hennenhofers Briefe an den Bankdirektor Mörders in Karlsruhe, von denen VII S. 262 f. die Rede ist.

In seinem IV. Abschnitt spricht Kolb über „die drei offiziellen Aktenstücke“, die im Sommer 1875 in der „Allgemeinen Zeitung“ veröffentlicht wurden. „... deren erste und kürzeste konstatiert, daß ein *sterbendes* Kind in aller Eile *getauft* wurde, während die zweite dokumentiert, daß dasselbe nach dem Tode *seziert*, und die dritte und längste, daß es schließlich auch *begraben* worden ist. Keines dieser drei Aktenstücke ist gerade zu dem Behufe errichtet, irgendeine *Identität* darzutun; ja man bekommt nicht einmal einen Bericht über den Verlauf der Krankheit; jede jener drei Urkunden hat *an sich* einen ganz anderen Zweck: Konstatierung der Nottaufe, der Sektion, der Leichenbeisetzung" (Seite 48).

Hier ist nicht der Ort, auf die Bedeutung und den Wert dieser Dokumente näher einzugehen. Kolbs Ausführungen hierüber, sowie seine Kontroverse mit Mittelstädt, sind mit ausführlichen Zitaten in meiner Arbeit VII Seite 268 ff. dargelegt. Sehr zu wünschen wäre es, wenn einmal wieder ein heutiger medizinischer Fachmann die hier infragekommenden Zusammenhänge untersuchen würde. Mit den Hilfsmitteln, die seine Wissenschaft, soviel weiter fortgeschritten in den letzten 150 Jahren, ihm zur Hand gibt.

Ebenso erübrigt es sich, näher hier einzugehen auf Kolbs weitere Abschnitte: „V. Dr. Meyer und Hickel“; „VI. Ist es physisch möglich, daß Hauser einen

Selbstmord ausführte“; „VII. Die Hickelsche Erdichtung, ein 25 bis 30 Jahre späteres Fabrikat als sein Datum“; „VIII. Lord Stanhope — Lehrer Meyer“; „IX. Einzelne Notizen 1. die Flasche auf dem Rhein; 2. Die offizielle badische Genealogie; 3. Der Brief Stanhopes an Feuerbach nach seinen Audienzen bei der Großherzogin Stephanie; 4. Mittelstädts Erklärungsversuche in verschiedenen Hauser'schen Vorkommnissen“; „X. Verhältnisse am badischen Hofe gegen Ende des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts.“ Auch hierüber ist das Notwendige in meinen Kaspar-Hauser-Büchern gesagt.

Zum Abschluß unseres Emigrantenkapitels sei noch darauf hingewiesen, daß auch die beiden Matadore des „literarischen Jungen Deutschlands“, Heinrich Laube (1806—1884) und Karl Gutzkow (1811—1878), sich mit dem Kaspar-Hauser-Fall befaßt haben.

Dank der Forschertätigkeit Houbens²⁸⁾ wissen wir, daß Laube als Mitarbeiter der Brockhaus'schen „Blätter für literarische Unterhaltung“, Rezensionennummer 78, in der Nr. 142 vom 21. Mai 1832, drei Kaspar-Hauser-Schriften: Schmidt von Lübeck I, Feuerbach, Daumer Mitteilungen I; und in der Nr. 312 vom 7. November 1833, zwei Kaspar-Hauser-Schriften: Schmidt von Lübeck II und Daumer Mitteilungen II besprochen hat (In der Kaspar-Hauser-Biographie von Peitler-Ley nicht angegeben). Von Karl Gutzkow haben wir den dreibändigen Kaspar-Hauser-Roman von 1870: „Die Söhne Pestalozzis“, über den an anderer Stelle zu sprechen ist.

Anmerkungen

- 1) Heinrich Schmidt, Die deutschen Flüchtlinge in der Schweiz 1833–1836. Dissertation Zürich 1899, 151 S., ca. 100 Titel im Literaturverzeichnis.
- 2) Dr. L. Fr. Ilse, Geschichte der politischen Untersuchungen, welche durch die neben der Bundesversammlung errichteten Commissionen der Central-Untersuchungs-Commission zu Mainz und der Bundes-Central-Behörde zu Frankfurt in den Jahren 1819 bis 1827 und 1833 bis 1842 geführt sind. Frankfurt am Main, Verlag von Meidinger Sohn & Com., 1860; 594, XXXII, LI, XL S.
Eine mit zahlreichen Akten, Listen usw. untermauerte Darstellung, leider ohne Sach- und Namensregister.
- 3) Wilhelm Schulz (1797–1860) und Carl Welcker, Geheime Inquisition, Censur und Kabinettsjustiz im verderblichen Bunde.
Schlußverhandlung mit vielen neuen Aktenstücken über den Prozeß Weidig. Carlsruhe 1845, Druck und Verlag von G. Braun, XLII und 482 S, mit 35 Beilagen, Berichte über weitere Beispiele von „Inquisitions- und Kerkerqualen“. Der erste Absatz des Vorworts dieses Buches lautet:
„Die Schrift, die wir hiermit der Öffentlichkeit übergeben, wendet sich an alle Klassen des Volkes, an alle Männer mit noch warmem Herzen für die Ehre und das Wohl des gemeinsamen Vaterlands. Ob sie gleich ausgeht von einem besonderen Ereignisse, von dem schmerzlichen Schicksale, von dem grauenhaften Tode eines unglücklichen Kämpfers für die deutsche geistige und politische Freiheit, so knüpft sich doch an die Erzählung und Beurteilung dieses Ereignisses gar manches an, was ein helles Licht auf den g a n z e n politischen und gesellschaftlichen Zustand Deutschlands wirft, was im nächsten Zusammenhange mit a l l e n wichtigen Fragen steht, welche die Gegenwart tief bewegen.“
- 4) Die preußische Bürokratie, von Karl Heinzen. Darmstadt, Druck und Verlag von Carl Wilhelm Leske. 1845. VIII und 323 S.
Von Heinzens seltenen Büchern und Broschüren besitzt der „Historische Verein für die Saargegend“ sechs Nummern. Herrn Schmidbauer und Fräulein Konrad von der Stadt-Bücherei Saarbrücken, wiss. landeskdl. Abt., die auch die Bibliothek des „Historischen Vereins“ innehat, möchte ich bei dieser Gelegenheit für ihre stets hilfreiche Unterstützung bei der Besorgung der von mir benötigten Literatur herzlich danken!
Vgl. auch:
Preußen und Preußentum, von J. Venedey, Mannheim 1839. Im Selbstverlage des Verfassers. VIII und 229 S.
Venedey (gestorben 1871), in Ilses Listen S. XXXII, geführt als Nr. 148: „Venedey, Jakob, aus Köln, 28 Jahre alt, stud. jur.
Revolutionäre Umtriebe und Pressvergehen, sowie Teilnahme an den Burschenschaften zu Bonn und Heidelberg;
Mutmaßlicher Aufenthalt: Paris.“
Über Heinzen siehe auch:
Hans Huber: Karl Heinzen, seine politische Entwicklung und publizistische Wirksamkeit. Berner Untersuchungen zur allgemeinen Geschichte. Herausgegeben von W. Näf, Professor an der Universität Bern, Heft 6, Verlag Paul Haupt, Bern und Leipzig 1932, 107 S.
- 5) Hier sei noch eine bezeichnende Stelle aus Ilses Kritik der Central-Untersuchungs-Commission mitgeteilt:
„Die Central-Untersuchungs-Commission ist genötigt einzugestehen, daß aus einigen tausend zum Teil in nicht ganz verlässigen Abschriften vorhandenen, in ihrer Folge durch Lücken unterbrochenen, ihrem wahren Sinn nach größtenteils nicht hinlänglich erklärten Papieren, dann aus einigen hundert zum Teil noch unvollständigen Vernehmungen, denen nur in den wenigsten Fällen mit Aufrichtigkeit und ohne Vorbehalt entsprochen worden, die Geschichte eines mehr als zehnjährigen, über den größten Teil von Deutschland sich erstreckenden, weniger in bestimmten Tathandlungen, als in Versuchen, Vorbereitungen und Einleitungen sich aussprechenden politischen Treibens, seines Ursprungs und seiner Verzweigungen zusammengestellt sei; daß sie diese Ergebnisse nicht nach gesetzlichen Normen, sondern nach der eigenen subjektiven Überzeugung geprüft, daß sie hernach die höhere oder geringere Wahrscheinlichkeit der einzelnen Tatsachen bemessen, daß sie keine Grenze für den der Central-Untersuchungs-Commission selbst relativ erscheinenden Begriff von demagogischen Umtrieben und revolutionären Verbindungen gezogen, daß sie endlich nicht einmal gewagt habe, den Begriff derselben nach subjektiver Überzeugung zu erörtern! Sie ist genötigt zu gestehen, ohne irgendein festes Prinzip, ohne einen greifbaren Maßstab der Beurteilung, in den Bereich ihrer Untersuchungen alle zu ihrer Kenntnis gekommenen Bestrebungen zu ziehen, welche zur Absicht hatten, wider den Willen der Regierungen von unten Veränderungen in der bestehenden Verfassung herbeizuführen; noch mehr, sie gesteht ohne Bedenken ein, daß sie auch diejenigen Bestrebungen, welche zwar nicht direkt wider den Willen, aber doch ohne Mitwirkungen der Regierungen, auf einem durch die bestehenden Gesetze nicht gebilligten (also doch auch nicht verbotenen) Wege, dieses Ziel zu erreichen strebten, zum Gegenstand ihrer Untersuchungen gemacht habe. Endlich krönt sie würdig ihr Geständnis, daß sie auch das nicht unbeachtet gelassen, was diese Bestre-

bungen auch ohne Absicht veranlaßt, aufgemuntert und befördert haben" (S. 25 f.):

- 5a) Hingewiesen sei auf Jost Hermands Sammlungen von Quellenstücken:
„Das Junge Deutschland. Texte und Dokumente“. Stuttgart 1966, Reclams Universal-Bibl. 8703–07. 416 S.
„Der deutsche Vormärz. Texte und Dokumente.“ Stuttgart. 1967, Reclams Universal-Bibl. 6794–98. 424 S. Beide Bde. mit Nachwort, Literatur- und Autoren-Verzeichnis.
„Von deutscher Republik 1775–1795, I. Aktuelle Provokationen. II. Theoretische Grundlagen.“ Frankf. 1968, Sammlung Insel 41/I u. II. 209, 212 S. Beide Bde. mit Vorbemerkung, Erläuterungen u. Quellenangaben.
Die heutigen Studentenunruhen, das turbulente Aufbegehren der Jugend gegen die „etablierten“ Mächte der Älteren sind keineswegs eine Neuerscheinung. Man sollte doch aus der Geschichte lernen!
- 6) Was soll man zu dieser Treitschke'schen Haßtirade sagen? Zunächst, was den „Rastatter Ravailiac“ angeht, so hat schon Wiltberger (in der 7) zitierten Arbeit Seite 32) dazu folgendes angemerkt: „Diese (von Garnier in seiner recht witzigen Vorrede Seite 12) selbstgewählte Bezeichnung ist ganz scherzhaft gemeint; Treitschke scheint sie ernst genommen zu haben als Zeichen eines zu jeder Untat fähigen Radikalismus.“ Ferner ist die Angabe Treitschkes: Garnier erzähle „in einem albernen Schauerromane die Leiden des lebendig begrabenen badischen Erbprinzen ausführlich“, völlig aus der Luft gegriffen. Garnier setzt die Kenntnis des Publikums von Hausers Geschichte, die ja durch alle Zeitungen der damaligen zivilisierten Welt gegangen war, voraus. Er erzählt keinen „albernen Schauerroman“ von den „Leiden des lebendig Begrabenen“, er hat, wie er dies in seinen unten wiedergegebenen Ausführungen mehrmals ausdrücklich hervorhebt, „bloß Gerüchte aufgefaßt“, daß nämlich Kaspar Hauser der beiseitegeschaffte badische Kronprinz sei, „und zweifelnde Induktionen darüber gemacht“ (Seite 72 seiner Broschüre). Er hat damit nichts anderes getan als Feuerbach, der im Schlußsatz seines Kaspar-Hauser-Memoires an die verwitwete Königin Caroline von Bayern schrieb: „Aus diesen Gründen zählen die Rechtsgelehrten auch Gerichte zu den Anzeigen von Verbrechen und deren Urhebern oder Teilnehmern.“ Garnier kannte das Feuerbach'sche Memoire nicht, veröffentlicht erst 1852, wohl aber hätte sich Treitschke etwas intensiver um Feuerbach und die übrige damals vorliegende Kaspar-Hauser-Literatur kümmern müssen! Offenbar hat Treitschke Garniers Broschüre gar nicht gelesen und urteilt über etwas, was er aus eigener Lektüre gar nicht kennt! Ein solches Verfahren darf man wohl, um das von Treitschke gegen Garnier benutzte Epitheton zu gebrauchen, „nichts-nützig“ nennen.
- 7) „Die deutschen politischen Flüchtlinge in Straßburg von 1830 bis 1849“ von Dr. Otto Wiltberger. Berlin und Leipzig, Verlag Dr. Walter Rothschild 1910. Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte, herausgegeben von Georg von Below, Heinrich Finke, Friedrich Meinecke, Heft 17, 216 Seiten. Im Literaturverzeichnis sind zahlreiche Zeitungen und Flug-schriften der Flüchtlinge genannt, meist aus der „Universitäts- und Landesbibliothek Straßburg“.
Wilhelm Marr: Das junge Deutschland in der Schweiz. Ein Beitrag zur Geschichte der geheimen Verbindungen unserer Tage. Leipzig. Verlag von Wilhelm Jurany, 1846, 364 Seiten.
Marr (1819–1904) hatte bei seinem Aufenthalt in der Schweiz enge Beziehungen zu den dortigen Emigranten, worüber er feuilletonistisch berichtet.
Eugenie Rammelmeyer: Bewegungen der radikal gesinnten Deutschen in der Schweiz während der Jahre 1838–1845. Ein Ausschnitt aus dem politischen und persönlichen Leben dieser Kreise. Dissertation Frankfurt 1925. Maschinenschrift, 118 Seiten und 9 Seiten Literaturverzeichnis. Dazu 149 Nummern „Allgemeine Literatur“. Dazu speziell 24 Nummern Arbeiten von Wilhelm Marr.
Otto Brugger: Geschichte der deutschen Handwerkervereine in der Schweiz 1836–1843. Die Wirksamkeit Weitlings 1841–1843. Dissertation, Verlag Paul Haupt, Bern und Leipzig 1932.
- 8) Literarische Geheimberichte aus dem Vormärz (Separatabdruck aus dem Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft), Jahrgang XXI bis XXIII und Anmerkungen, herausgegeben von Karl Glossy, Wien 1912, Verlag von Carl Konegen.
Nicht gezählte Seiten, Titel und Vorwort;
Einleitung S. I bis CXL;
1. Teil: Geheimberichte 1833–1842, Seite 1 bis 366;
2. Teil: Geheimberichte 1843–1847, Seite 1 bis 300;
Anmerkungen: Seite 1–145; angeschlossen 2 Berichte über die 21. und 22. Jahresversammlung der Grillparzer-Gesellschaft, Seite 146–161; und Seite 162–188 Personalregister, Verzeichnis der Zeitungen und Zeitschriften, Druckfehler und Berichtigungen.
- 9) Garnier denkt nicht daran, daß zwar zwei Personen am Verschwinden des Hauser gelegen war, daß aber die eine den lebenden Hauser, gewissermaßen als Faustpfand gegenüber der anderen, sich erhalten wollte und mußte.
- 9a) Im weiteren Verlauf dieser Arbeit werden Hinweise auf meine früheren Kaspar-Hauser-Bücher notwendig, die dann unter Angabe der Nummern I bis VII zitiert werden.
I/II) K. Hauser, Augenzeugenberichte und Selbstzeugnisse (1925).
III) Fälschungen und Tendenzberichte einer „offiziellen“ K.-Hauser-Literatur. Aktenmäßige Feststellungen (1926).
IV) Die amtlichen Aktenstücke über K. Hausers Verwundung und Tod (1928).

- V) In memoriam Adolf Bartning. Altes und Neues zur K.-Hauser-Frage (1930).
(I bis V im Buchhandel vergriffen.)
- VII) Die Wahrheit über K. Hausers Auftauchen und erste Nürnberger Zeit. Minerva Verlag, Saarbrücken (1956).
- VII) K. Hauser. Eine Dokumentation. Verlag C. Brügel & Sohn, Ansbach (1966).
- 10) Anmerkung Garniers:
Läge es in unserem Plan, die meisten derselben zu charakterisieren, so hätten wir eine neue Gelegenheit zu zeigen, welche Feinheit an den Höfen herrscht. Zum persönlichen Umgang wählte sich Ludwig lauter Leute von gemeinen rohen Sitten; und sobald die Herren beisammen waren, wurde der Sauriemen losgeschnallt; der Gartendirektor Zeyer soll darin am meisten exzelliert und den Großherzog Ludwig am meisten lachen gemacht haben. Daß er übrigens geschickter genug war, in der eigentlichen Verwaltung auch tüchtige und sogar brave Leute zu lassen, beweist nichts gegen das erste.
- 11) Anmerkung Garniers:
Beim Regierungsantritt Leopolds ging abermals ein sonderbares und ziemlich allgemeines Gerücht in Karlsruhe: der Geist eines ermordeten Prinzen soll ihm erschienen sein, als er die Gewölbe des Schlosses durchlief. Plauderte vielleicht einer der Mitwisser? In einem zensierten Lande hatte er keine andere Einkleidungsform für seinen Wink als die obige.
- 12) Anmerkung Garniers:
Nach dem Regierungsantritt Leopolds behielten Engesser und Hennenhofer eine Zeitlang ihre Stellen. Einige Aufsätze im Hochwächter, von denen in meiner Vorrede Erwähnung geschieht, über das Tun und Treiben der beiden Herren machten aber solchen Skandal, daß die beiden Herren entfernt werden mußten; es geschah aber mit Glimpf, und Hennenhofer, sagt man neuerdings, soll wieder angestellt werden; er weiß zu viel.
- 13) Anmerkung Garniers:
Als Resultat meiner Beiträge zur Geschichte Badens ergeben sich allenfalls folgende wichtigeren Fragen:
- a) Fing Karl wirklich an zu kränkeln, seit er den Wiener Kongreß verließ?
 - b) Steht der Selbstmord seines Kammerdieners damit in Verbindung, oder sollte er auf den ersten Prinzen Bezug haben, der bereits früher gestorben war?
 - c) Haben Personen die weiße Frau gesehen und leben noch davon?
 - d) Hat der Feldjäger Hennenhofer, der um die Person Karls war, schon damals Verbindungen mit dem Nachfolger Ludwig?
 - e) Warum machte er eine so schnelle Karriere?
 - f) Wie groß ist die Summe, welche Engesser von Ludwig geschenkt erhielt, und wodurch erklärt sich die Schenkung?
 - g) Warum wurde Ludwig auf seine Güter verbannt? Und was legte man den übrigen, welche das nämliche Los traf, zur Last?
 - h) Läßt sich nicht in den Zügen Kaspar Hausers eine Ähnlichkeit entdecken mit Karl von Baden, besonders im unteren Teil des Gesichts?
 - i) Einige Zeit vor der Erscheinung Hausers kam von fünf Tagen zu fünf Tagen ein Mann in seine Zelle, der ihn lesen und schreiben lehrte; hat irgendein Vertrauter Ludwigs von Baden, z. B. Hennenhofer, solche regelmäßige Reisen gemacht?
- Diesem könnte man auch noch aus der Polemik, welche über Hausers Tod entstand, als letzte Frage beifügen:
- j) War der Ritter von Lang, der sonst kein Esel ist und in öffentlichen Blättern behauptet, Kaspar Hauser hätte sich selbst umgebracht aus Spekulation, vor kurzem in Geldverlegenheit und ist er jetzt nicht mehr darin? Oder hat sein Vermögen überhaupt bedeutenden Zuwachs erhalten?
- Mit der Beantwortung dieser Fragen ließen sich viele Zweifel lösen.
- 13a) Im 11. Kap. meiner Arbeit VII ist das zusammengetragen, was man heute über Kaspar Hausers „Badisches Prinzentum“ weiß. Die Geschichte der mysteriösen „Flaschenpost“-Notiz im „Moniteur universel“ vom 6. 11. 1816 und in der „Vossischen Zeitung“, Berlin, vom 16. 11. 1816 (auch anderwärts) ist ausführlich behandelt VII S. 281 ff.
- Es ist mir eine große Freude, eine Fotokopie der betreffenden Notiz in der „Vossischen“ im Rahmen der Tafeln dieses Heftes vorlegen zu können. Herrn Alenfeld-Berlin danke ich bestens für die Besorgung der Kopie.
- 14) Edgar Süß, Die Pfälzer im „Schwarzen Buch“. Ein personengeschichtlicher Beitrag zur Geschichte des Hambacher Festes, des frühen pfälzischen und deutschen Liberalismus. Heidelberger Veröffentlichungen zur Landesgeschichte und Landeskunde. Herausgegeben von Professor Dr. Fritz Ernst und Studienrat Dr. Karl Kollwig. 180 Seiten, 5 Tafeln, 9 Seiten Quellen- und Literaturangaben.
- In der Arbeit von Süß unter anderem „Die Pfalz vom Hambacher Fest zum Frankfurter Attentat“ und einiges über die Frankfurter Bundeszentralbehörde.
- 15) In diesem Buch findet sich manches Material zur Geschichte der sozialpolitischen Arbeiterbewegung im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts, u. a. Statuten der revolutionären Verbindungen wie „Bund der Gerechten“, „Junges Deutschland“, „Junges Europa“; „Polizei-notizen über deutsche Assoziationen in Paris“, usw.
- 16) In Iles Liste, Seite XXXVIII ff., erscheint Dieffenbach unter „Nr. 8, Dieffenbach Ernst, aus Gießen, Student der Medizin, Teilnahme an revolutionären Umtrieben, entwichen Sommer

Abb. 10/11

- 1833". (Nochmals in einem „Nachtrag“ Central-Behörde, Steckbrief 5. März 1836, wo sein Alter „24 bis 26 Jahre“ angegeben ist. Dr. Dieffenbach, nach England emigriert, nahm als Arzt und Wissenschaftler an der damaligen englischen Weltumsegelung teil.
- 17) Weiteres über Hennenhofer, Schauberg und andere, siehe VII S. 258 ff.
- 18) Otto Brugger, Geschichte der deutschen Handwerkervereine in der Schweiz 1836–1843. Die Wirksamkeit Weitlings 1841–1843. Dissertation. Verlag Paul Haupt Bern und Leipzig 1932.
- 19) Hier sei noch auf eine Mitteilung Glossys (Anm. Seite 18 f.) über Seilers Broschüre hingewiesen. Der Polizeikommissär Bernhart zu Bregenz habe die 1840 erschienene Flugschrift „Kaspar Hauser, der Thronerbe Badens“ nach Wien gesandt „mit einem Schreiben des badischen Oberamtmanns Pfister zu Konstanz, worin dieser mitteilte, daß die badische Regierung alle Maßnahmen getroffen habe, um diese Schrift zu unterdrücken. Das Büchlein wurde aber anstandslos in der Schweiz verkauft. Am 19. 12. 1840 legte Sednitzky diese in Paris erschienene Schrift dem Fürsten Metternich mit der Mitteilung vor, daß für Österreich das strengste Verbot verfügt worden sei. Metternich dankte (19. 1. 1841) für die Übersendung dieses ‚schändlichen, gegen eine befreundete Regentenfamilie gerichteten Pamphlets‘ und erklärte sich mit dem Verbot einverstanden. . . .
Wie sehr die badische Regierung sich für die strengen Maßregeln der österreichischen Polizei dankbar zeigte, geht aus einem Bericht des Polizeikommissärs Bernhart an den Insbrucker Polizeidirektor Hahn hervor. Bernhart meldet am 5. 5. 1841, daß der großherzoglich badische Gendarmerie-Oberstleutnant von Renz aus Karlsruhe und der Oberamtmann Pfister aus Konstanz im Auftrag des großherzoglichen Ministerpräsidenten nach Bregenz gekommen seien, um im Namen des Ministeriums für die vielen Beweise nachbarlicher Dienstfreundschaft zu danken. Renz bemerkte, das Erscheinen dieser Broschüre habe den Großherzog und den Markgrafen Wilhelm im höchsten Grade betrübt; es sei der Wunsch der badischen Regierung, sich der österreichischen Polizei angeschlossen zu sehen, um von ihr mit Rat und Tat unterstützt zu werden.“ So Glossy.
- 19a) Kolbs Kaspar-Hauser-Arbeiten sind im 5. Abschnitt dieses Aufsatzes besprochen.
- 19b) Ersetzt man die 7 bzw. 8 Punkte durch die von dem Verfasser verheimlichten Buchstaben, so hat man den Verfasseramen.
Fischer von Karlsruhe
. von K.
- 19c) Es ist bedeutsam, daß Dr. Julius Meyer nicht gegen Daumer, der in seinem Hauserbuch 1873 doch viel heftigere Beschuldigungen gegen den Lehrer Meyer vorgebracht hatte, gerichtlich eingeschritten ist. Aber 1873 hätte er gegen einen Augenzeugen, der mit allen Details genau vertraut war, vorgehen müssen, auch hätte der damals noch lebende von Tucher seinem Freunde Daumer als gewichtiger Zeuge sekundiert. Da hätte die ganze Hausersache, die bei der Verhandlung natürlich auch zur Sprache hätte kommen müssen, vor Gericht sicher ein anderes Aussehen gewonnen als vor dem Regensburger Tribunal, vor dem Meyer die maßgebende Rolle spielte, demgegenüber der in diesen Dingen wenig erfahrene Coppenrath, im Stich gelassen von seinem anonymen Autor, nur einen schwachen Stand hatte.
- 20) Gustav Freytag, Karl Mathy (Gesammelte Werke, 2. Serie, Band 8, Verlag S. Hirzel, Leipzig, und H. Klemm, Berlin, ohne Jahr, 418 Seiten).
- 21) Kaspar Hauser, Über tausend bibliographische Nachweise von Dr. Hans Peitler und (Gymnasial-)Professor Dr. Hans Ley, mit 20 Bildbeilagen 1927. Druck und Verlag von C. Brügel & Sohn, Ansbach, 164 S.
- 22) Die Albersdorf wurde, was Kolb nicht wissen kann, mehrere Male gerichtlich vernommen, ohne greifbare Ergebnisse.
- 22a) Vgl. IV und VI.
- 22b) S. hierzu III 1. Abschnitt; IV S. 125 ff.; V S. 154 ff.; VI 8. Abschnitt.
- 22c) Wiederabdruck des Feuerbachschen Memoires VII S. 237 ff.
- 23) In Ilse's Tabelle II steht Fein unter Nr. 34:
Fein Georg, aus Braunschweig, ca. 30 Jahre alt, Doktor der Rechte, Verbreitung revolutionärer Druckschriften.
Zeitpunkt der Entweichung: April 1833 in die Schweiz.
Steckbrief noch nicht erlassen, herzogliches Bezirksgericht in Braunschweig“. Ausführliche Biographie bei Glossy. Anmerkung Seite 9–13. Dort auch Ausführungen Feins über das „Junge Deutschland“. Siehe auch Brugger, Marr u. a. betr. Fein.
- 24) Eine neue Theorie über die Gründe für Hennenhofers Beziehungen zu den Emigranten um Garnier, siehe VII Seite 293 ff.
- 25) Über die „Flaschenpost“ VII 281 ff., dort Reproduktion der Zeitungsnotiz von 1816.
- 26) Vergleiche dazu VII Seite 284 ff.
- 27) Siehe meine Arbeit III S. 38 ff.
- 28) „Jungdeutscher Sturm und Drang“. Ergebnisse und Studien von Dr. H. H. Houben, F. A. Brockhaus 1911, Leipzig. 8 Seiten: Titel, Vorwort und Inhaltsübersicht, 664 Seiten Text, 39 Seiten Personen- und Sachregister.
Diesem überaus verdienstvollen Werk verdanken wir die Vorlage und Besprechung ungezählter Dokumente, die uns einen bezeichnenden Einblick in das vormärzliche reaktionäre Treiben der Regierungen gewähren. Houben hat die unerschöpfliche Aktenmasse „des preußischen und des bayerischen geheimen Staatsarchivs und des großherzoglich badischen Landesarchivs“ (so Seite 61 im Untertitel der Kapitelüberschrift „Der Beschluß des Bundes-

tages vom 10. Dezember 1835“) ausgewertet. Schade, daß Houben die Akten der Mainzer Central-Untersuchungs-Commission und der Frankfurter Bundes-Central-Behörde nicht bearbeitet hat.

Interessant Houbens Zurückweisung einer der zahlreichen Treitschkeschen Falschmeldungen: „Von einer ernsthaften Verfolgung (nämlich des ‚Jungen Deutschland‘) war keine Rede“, sagt Heinrich von Treitschke, der wohl die Masse der darüber geschriebenen amtlichen Akten nie gesehen hat. Wir wissen das heute besser. Die Verfolgung der deutschen Literatur durch den Bundestag war gerade ernsthaft genug, um über die einzelnen von ihm verfeimten Schriftsteller unermesslichen Schaden zu bringen, ihre stattlichen Kräfte aufzureiben und zu zersplittern und die allgemeine Entwicklung der Literatur um Jahrzehnte zurückzuwerfen. ‚Die jämmerliche Kreuzfahrt gegen die junge Literatur ist zwar in sich selbst verunglückt, zersprengt und zerfallen‘, schrieb Varnhagen von Ense am 26. Mai 1836 an den Fürsten Pückler, ‚die Nachwirkung dauert aber unselig fort, und das ganze Gebiet der Literatur ist wie versenkt und verbittert, der böse Heerrauch zieht über das weite Land“ (Houben Seite 85).

Über die traurigen Schicksale der nicht literarischen, des Hochverrats usw. angeklagten ‚Revolutionäre‘ siehe u. a. Süß, Die Pfälzer im „Schwarzen Buch“.

PERSON UND PERSÖNLICHKEIT

Die Epoche Rousseaus

Wer durch die Räume des Saarland-Museums in Saarbrücken geht, in denen die Werke des 18. Jahrhunderts ausgestellt sind — die alle einen durchaus privaten Charakter zu tragen scheinen —, der gewinnt sofort einen außerordentlich starken, wenn auch verwirrenden Eindruck von dem Wesen, dem „Image“ dieses Jahrhunderts, dessen erstes Drittel noch vom Absolutismus und dessen letztes Drittel von der Französischen Revolution überschattet wird, — und in beiden Fällen kann man darüber streiten, ob es Helle oder Dunkelheit ist, was überschattet. In der Mitte des Jahrhunderts jedoch scheint der allzu höflich-formale und absolutistische Geist verfliegen — oder er hat sich in die Bürokratie verkrochen —, ein starker Zug bürgerlichen Geistes ist zu registrieren — etwa im Sinne Molières und dessen Schauspiel „Der Bürger als Edelmann“, mit tänzerischer Ironie gewissermaßen, aber im Tanz liegt ja immer ein Element Verzweiflung. Der Kunstsinn geht weit über die Grenzen der Höfe und Schlösser hinaus; er drückt sich nicht nur im Großen, sondern vor allem auch im Kleinen und Verborgenen aus, — in der Kleidung, in den Möbeln, im Porzellan, in der Innenarchitektur, in der ganzen Lebensgestaltung, die legerer wird, einen Hauch von „Sturm und Drang“ mitempfindet, aber auch von Frömmigkeit und Entsagung, frühreif und kindlich, mit einem deutlichen Hang zur Melancholie.

Die Werke Rousseaus „überschatten“ diese Epoche, auch sie sind, wie der Charakter Rousseaus, Dunkel und Helligkeit zugleich. Der Geist dieses Mannes — der übrigens eine starke Affinität zum Weiblichen hatte — ist widersprüchlich bis in jede seiner Thesen und Träumereien, bis in jede seiner Wirkungen, die immer seltsam in der Schwebelage zwischen Phantasie und Wirklichkeit. Sein „Zurück zur Natur“ wurde ein manieristisches Schäferspiel ohne jede Natürlichkeit; seine Erziehungsmethode, sein „Zurück zum Kinde und seinen natürlichen Anlagen“ wurde zu einer Vergewaltigung des kindlichen Geistes und seiner noch nicht vom Konkreten verfälschten Natur; sein Versuch schließlich, der Welt einen naiven „sonntagskindlichen“ Optimismus zu geben — der Mensch sei von Geburt aus gut — wurde der Auftakt einer Weltmüdigkeit, die in Werthers und Lord Byrons Freitod endete, — denn nichts ist ermüdender, als sich immer wieder sagen zu müssen, man sei doch eigentlich gut und nur vom Wege irgendwie abgekommen. Wo viel Licht ist, da ist viel Schatten, — und wenn der Mensch die Unschuld und Tugend ganz für sich in Anspruch nimmt (von der Vernunft gar nicht zu reden), dann ist die Welt im allgemeinen eine Hölle. Wie dann, wenn alle vom Frieden reden, die Welt immer dicht am Rande eines Krieges steht.

Nun wäre es falsch anzunehmen, die Wirkung Rousseaus sei ein Mißverständnis gewesen: die Widersprüchlichkeit liegt schon in seinem Wesen begründet. So sind auch seine „Konfessionen“ in Wirklichkeit für die Öffentlichkeit bestimmt, — in ihnen mischt sich eine halbe Aufrichtigkeit mit theatralischer Pose und egozentrischer Unbelehrbarkeit, ein außerordent-

lich künstliches Sichgehenlassen, das nur an wenigen Stellen — da aber mit Schockwirkung — die Wahrheit sichtbar werden läßt.

Das Kennzeichnende an Rousseau kann in dem Widerspruch von Person und Persönlichkeit zusammengefaßt werden. Die Person ist das Überdauernde, Unreduzierbare, Eigenschaftslose; die Persönlichkeit umfaßt Person, Image und Tod: den Gedanken, den Schatten des Todes. In dieser Polarität nimmt Rousseau keine feste Stellung ein; sondern er schwankt von einem Pol, von einem Extrem zum andern, und immer, wenn man glaubt, er habe das „höchste Glück der Erdenkinder“, die Persönlichkeit, nun endlich in sich zusammengefaßt, da flieht er vor ihr und der Verpflichtung, jemand zu sein, wie vor einem Gespenst, das ihn verfolgt. Denn Persönlichkeit ist ein innerer Reichtum und muß daher dem Glanz und Ruhm oft entsagen, — die Person hingegen sonnt sich ungeniert in der künstlichen Sonne der Prominenz, wenn sie nicht gerade, zur Tarnung, untertaucht, um irgend ein Wort zu finden, das sie aus ihrer Erstarrung befreit, — ein Wort wie: „Zurück zur Natur“ oder „Beat“ oder „Happening“.

Eine Epoche, die sich in Kommentaren und Konfessionen ergeht, wird nie zu wirklicher Reife und Kontinuität gelangen, — schon deshalb nicht, weil sie es nicht will. Sie will zwiespältig sein, interessant, abstrakt und konkret, transzendent und pantheistisch. Thomas Wolfe sah das Wesen seiner Zeit — der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen — in einer Brücke verwirklicht, die zugleich ruhelos, ständig vibrierend, und in gelassener Ruhe, in schlichter Monumentalität die beiden Stadtufer eines Flusses verbindet. Solche „Brücken“, die Entgegengesetztes verbinden, charakterisieren eine Epoche immer besser als ihre entschiedenen und entschieden einseitigen großen Werke. Die sehr lauten Epochen werden durch sehr stille Werke charakterisiert; das bewegliche Rokoko durch die „Stilleben“ und die schweigsamen, nicht selten steifen und unpersönlichen, doch so selbstsicheren und „glücklichen“ Porträts. Glücklich in Anführungsstrichen: weil nicht das, was wir heute Glück nennen, damit gemeint ist. Glück war damals auch in der Haltung, im gesellschaftlichen Stil mitbegründet, es war Entsagung und ein Ja zur Vergänglichkeit.

Diese Liebe zum Vergänglichen drückt sich in der Neigung aus, mit dem Porträt, mit dem Image eins zu werden und das zu sein, was man scheint. Dieser Gegensatz zwischen jugendlich natürlicher Grazie und einer dunklen, tragischen Reife, Unbedingtheit, Leidenschaft, Entsagung, — zwischen Naivität und Verdorbenheit, Vorfrühling und Spätherbst ist die befruchtende Polarität dieser Zeit, ihr Schlagwort dasjenige Goethes vom Augenblick, der Ewigkeit wird. Ein Zauber ist über die Welt ausgebreitet, weise und töricht, — von jener Torheit, die den Göttern angenehm ist. Man braucht nur eine leichte, glückliche Hand zu haben, um den Schleier des Geheimnisses zu lüften, und da man das Schauspiel des Lebens liebte, mußte man auch den Tod bejahen, das Ende des Spiels.

Man könnte sagen, Zweigleisigkeit sei die intensivste Art der Eingleisigkeit, — sie schließt jede Veränderung aus, sie bezieht sich nur auf sich selbst. Die Reduktion auf das Selbst, auf die „Person“ hingegen ist ein Versuch, „hindurchzugehen“, unzerstörbar und doch unendlich zu sein. „Alle deine Ideale werden mich nicht abhalten, wahr zu sein und gut und böse wie die Natur“, schreibt der junge Goethe an die unbekanntere Freundin und bekennt sich so weniger zu seiner Persönlichkeit, als zu seiner Person und elementaren Natur. „Mensch, werde wesentlich, denn wenn die Welt vergeht, so

fällt der Zufall weg, das Wesen, das besteht“, heißt es bei Angelus Silesius als Motiv der Abkehr von der vagen Persönlichkeit zur fest umrissenen, wenn auch begrenzten Person. Goethes „Höchstes Glück der Erdenkinder sei nur die Persönlichkeit“ ist ein sehr vergängliches und tragisches Glück, fast immer nahe am Untergang, am Verlust der eigenen „Natur“, – während die Person, in ihrer halb unbewußten Reduktion auf das Nurwesentliche, eine neue Art der Freiheit ist: eine Loslösung der Natur und des Selbst von der Begierde und Enttäuschung, von der Macht und Ohnmacht des Ich.

Es gibt immer wieder Zeiten, die mit dem Wahlspruch leben: „Nach uns die Sintflut“ („Mit der Bombe leben“ bedeutet nichts anderes), – Zeiten, die das Leben mehr oder weniger für ein Schauspiel halten und die glauben, nicht mehr der Persönlichkeit, sondern nur noch der Person die Möglichkeit des Glücks und des Gelingens zuschreiben zu können. Die Persönlichkeit habe sich erschöpft, ihr Weltbild sei zertrümmert, zumindest in dieser: in der jeweils „heutigen“ Zeit. Wenn man es so sieht, sind alle Zeiten „Zeitenwenden“, in denen die alten Werte verloren gehen und neue noch nicht gefunden sind.

Der Essayist P. K. (seinen vollen Namen habe ich nicht erfahren können) sagt in einem Zeitungsartikel über die Zeit des Barock: „Todesangst und Grauen waren die Hinterlassenschaft des 30jährigen Krieges, sie kippten um in einen rauschhaften Zustand: im Bewußtsein des Todes wurde das Leben gefeiert als grandioses Fest.“

Im „Bewußtsein des Todes“ verliert sich die Persönlichkeit, und nichts als die Person überdauert. Mag sein, daß man dabei eine neue Ader des Lebens berührte; aber es bestand auch die Gefahr, daß man Abwechslung und Neubeginn als bloße Routine betrieb, während die entscheidenden Wandlungen nur am Rande berührt wurden und man davon nur – redete. „Die Griechen hatten für Leidenschaft nur e i n Wort“, las ich in einem Bericht über antike Gräberfunde. Und in Richard Seewalds „Griechischem Inselbuch“ steht der Satz: „In seinem ganz auf Tätigkeit gestellten Leben blieb ein Funke von Erinnerung an eine völlig ‚zwecklose‘ Situation.“ Er hat sich als junger Mann oft beim Schwimmen reglos auf dem Rücken dahintreiben lassen und nur den Himmel über sich gesehen, – man nennt das: „Den toten Mann machen“, ein bezeichnender Name. Man verläßt das (bisherige) Leben, tief in das Element des Wassers, der Unterwelt getaucht und läßt sich treiben –: in den Tod? In ein anderes Dasein? Die tiefste Ruhe, nicht rastlose Tätigkeit, sind der einzige Weg zu jeder wirklichen Veränderung. – Und in dieser Ruhe gibt es keine Persönlichkeit mehr, die immer ein Ziel vor Augen hat, es gibt nur noch die Person, etwas Anonymes, Auswechselbares. Der „Funke von Erinnerung“, nicht eben viel, an diese völlig „zwecklose Situation“ enthält den Glauben an ein Alternativdasein, – unter diesem Glauben steht, daß man eines Tages dieses „ganz auf Tätigkeit gestellte Leben“ aufgeben und ein neues beginnen wird.

Was uns am Barock und am Rokoko fasziniert und zugleich befremdet, ist dieser Wille, einen kleinen Ausschnitt der Welt als die ganze Welt zu sehen und zu empfinden. Das Interesse am Einzelnen tritt zurück, in den Vordergrund treten das Typische und das Allgemeine, beides Wesenszüge der Person, nicht der Persönlichkeit. Im Fürsten, in der Fürstin sieht man die Krönung des Jetzt und Hier, – nicht mehr, wie in der Renaissance, im Genie und im Abenteurer. Die Personen werden im Staatskleid dargestellt (das

nicht immer das Kleid des Staates ist), es gehört zu ihnen, ebenso wie die Orden und sonstigen Accessoires, es ist ein Teil ihres Wesens, das von soviel äußerer Würde eingeengt wird, vielleicht bewußt und als Versuch, das Dämonische, das immer am Grunde der Person schlummert, zurückzudrängen. Man trägt, um sich zu kennzeichnen, irgend etwas in der Hand, wie der Fürst Wilhelm Heinrich im Treppenflur des Saarland-Museums einen reich verzierten Spazierstock, weniger zum Schmuck als zur Kennzeichnung der eigenen Würde und Person. Ein solches Accessoire, ob original oder Imitation, verrät immer etwas von der Mentalität des Betreffenden, — nicht von seiner Persönlichkeit, sondern von der geistigen oder gesellschaftlichen Mode, innerhalb derer er sich bewegt. Eine merkwürdige Art sachlicher Indifferenz und *Unpersönlichkeit der Person* tritt uns in einer solchen Mode, die sich als Stil auf alle Gegenstände und Beziehungen des Lebens legt, entgegen.

Betrachten wir zunächst das Jugendbildnis des Fürsten Wilhelm Heinrich. Die Augen weit geöffnet, — doch das mag an der Malweise liegen; jedenfalls Augen, die weltoffen und neugierig sind. Volle Lippen, gefühlsmäßig stark engagiert, — in den Mundwinkeln Ironie, die vielleicht einmal über ihren eigenen Schatten springen wird. Jedenfalls gilt hier nicht Nietzsches Spruch:

„Schmale Seelen sind mir verhaßt:
da steht nichts Gutes, nichts Böses fast.“

Die hohe Stirn zeigt Empfänglichkeit für hohe Gedankengänge, Ideale, — das Kinn, in bäurischer Breite und Sinnenhaftigkeit, erinnert an Karl August von Weimar, der auch nicht so leicht erschöpft werden konnte in seiner geistigen und sinnlichen Anlage. Wie sich beides vereinigt — Sinnenlust und fürstliche Sorge für den Kreis von Menschen, über den man herrscht — zeigt das Porträt des jugendlichen Fürsten. Da ist noch alles intakt, — kaum eine Neigung jener Liebe zum Vergänglichen, vielleicht sogar Morbiden, die das Rokoko gelegentlich kennzeichnet. Eher das Gegenteil: eine Neigung, das Dasein, das Image zu bestätigen, das Leben zu bejahen, — was man tut, für die Dauer zu tun. Doch tritt bereits das ein, was in den späteren Porträts immer deutlicher wird: Das Individuelle verliert sich, die Person des Fürsten ist zugleich die Legitimität „in Person“, also eine Umkehrung des Individuellen.

Schließlich das bekannte Porträt des reifen Fürsten: Genußfreude steht im Vordergrund, jedoch nie ohne Urteilskraft, dem Sinn der Epoche gemäß ästhetisch urteilend, nie moralisch wertend, — obwohl auch damals in manchen Kreisen eine engstirnige Moral gepflegt wurde. Im Gesicht des Fürsten nicht das geringste Kalkül, eher Naivität, mit ihrer oft vorkommenden Neigung zur „Faszination des Vulgären“. (Ein „Webfehler“ also, aus dem einmal ein neues Muster entstehen kann.) Die Gemahlin, Fürstin Wilhelmine, ist in vielem gegensätzlich veranlagt, — geistreich, sehr lebhaft, kindlich bis ins Alter, die Züge nirgends schwerfällig oder sinnlich, eher abweisend, wenn unter Fremden, — redselig, wenn sie glaubt, unter ihresgleichen zu sein, — der Bettina von Arnim ähnlich, die als junges Mädchen dem alten Goethe gegenüber sich recht wie ein Kind benahm, auch aufdringlich wie ein Kind. Bei der Fürstin hingegen hat die Erziehung dafür gesorgt, daß man Distanz wahrt, eher introvertiert ist, wenn auch keinerlei Anlage dafür vorhanden ist. Die Folge: der Mensch, im Gegensatz zu seiner Anlage erzogen, wird launisch, ist wechselnden Stimmungen unterworfen,

die man damals gern dämonisch nannte, die aber alles andere waren als das. Das Wesentliche nun: diese beiden Menschen, die in vielem konträr veranlagt waren, wurden durch Stand und Erziehung, durch den Geist der Epoche zu einem Fürstenpaar, bei dem jeder Partner seinen eigenen Lebenskreis wahrte, — eine Toleranz, die den Gegensatz von Schwerfälligkeit und Leichtsinn, von Tragik und Heiterkeit, Pose und Natur überbrückte, ausglich. Die beiden Lebenskreise berühren sich, ohne daß der eine vom andern verlangt oder erwartet hätte, er möge Radius oder Krümmung seines Kreises verändern. Die Persönlichkeit fordert oft Unterwerfung, die Person Toleranz, — wo die Persönlichkeit bekehren will, da will die Person ungestört für sich sein. Allerdings kommt noch etwas Wichtiges hinzu, das sehen wir an den beiden späteren Bildnissen des Fürsten. Die Haltung, ruhig und unpersönlich, das Auftreten, die Repräsentation, das Image sind wichtiger als Stimmungen, Launen, Talente, Glück oder Unglück. Der Mensch spielt eine Rolle, ehe er etwas ist, — er wächst in sie hinein. Diese Rolle war durchaus nicht leer, — Goethe sagt ja, es bilde das Talent sich in der Stille, doch der Charakter in dem Lauf der Welt, — durch die Umwelt, würden wir heute sagen. Auch finden wir immer wieder die dichten, tiefliegenden Augenbrauen, den zu weichen Mund, der die Gegenwart auskostet, — und mit der Gegenwart ist auch die Rolle gemeint, die man in ihr zu spielen hat. Gewiß, die Harmonie des Repräsentativen war nicht immer gewährleistet. Der Fürst konnte durch persönliche Liebenswürdigkeit die starre, höfische Haltung durchbrechen, oder auch durch rohe Genußsucht und Egonzentrik, die aber nahmen das Chaos kommender Jahrzehnte voraus, in denen die Legitimität von oben durch eine „Legitimität von unten“ ersetzt wurde. Etwas von diesem Riß in der gleichmäßigen Oberfläche erkennen wir auf dem Porträt des Fürsten Ludwig: es zeigt unverkennbar eine gewisse behagliche Mittelmäßigkeit; der untere, sinnliche Teil des Gesichts ist schwerer, mächtiger, träger. Die Fürstin, geistreicher und lebhafter, rechthaberischer gegen jede Autorität außer der des Gefühls, alterte früh, — wir sehen es auf einer späteren Zeichnung, die von ihr gemacht wurde: da ist alles, was früher so lebendig war, durch Krankheit aufgezehrt. Bei dieser Beurteilung gehen wir lediglich vom Porträt aus. Da dies Jahrhundert und seine „Staatskunst“, die ganz auf den Fürsten zugeschnitten war, von ihm verlangte, die Person zu sein, die in das Porträt und Image paßte — während alles Persönliche nur geduldet war —, werden wir den Verdacht nicht los, daß hinter diesem Image ein ganz anderer Mensch steckte, als das Porträt ahnen ließ. Es kann auch nicht die Rede davon sein, daß diese andere Person von den Zeitgenossen nicht erkannt worden sei; im Gegenteil, diese Dialektik und Widersprüchlichkeit gehörte dazu. Unterschätzen wir auch den Klatsch nicht, der ja in damaliger Zeit die Zeitung ersetzte: der Klatsch spekulierte natürlich darauf, daß hinter dem Image noch ein anderer Mensch steckte, und es lag ihm viel daran — das hat sich bis heute nicht geändert —, daß dieser andre einen „Zug nach unten“ besaß, über den man sich entrüsten und über den man sich, menschlich zumindest, da er ja politisch so viel höher stand, erhaben dünken konnte, — das ist die Kehrseite der Medaille. Schon in der reichlich abwertenden, wenn auch volkstümlichen Bezeichnung „Gänsegretel von Fechingen“ für die bürgerliche Frau, die später in das Leben des Fürsten trat, kommt dieser „Zug nach unten“, der im Klatsch und Gerücht als Gegengewicht zum Image enthalten ist, zum Ausdruck. „Das Gänsegretel“ war jedoch, im Rahmen des Bürgerlichen, eine

Frau, die weit über ihren Stand an Herz und Geist gebildet war; der Fürst wußte das und verehrte sie. Gerade seine Sinnlichkeit gab ihm die Kraft dazu, wo bloßer Intellekt leicht zum Verräter wird. Aus ihrem Gesicht und ihrer Haltung spricht behagliche Vornehmheit, und ihr Profil deutet auf eine ruhige Gelassenheit des Temperaments. Bewunderung fließt in den Stift des Porträtisten, aber er verrät seine Gedanken nicht, — auch das ein Glück: das Glück der Anonymität, das nicht in den Sog der Prominenz gezogen werden will. Sie, die spätere Gräfin, könnte uns zeigen, daß es auch eine „Legitimität der Mitte“ gibt, ein Innehalten zwischen den beiden Extremen der Vernunft und des Gefühls, und dies eben scheint ein wesentlicher Zug dessen zu sein, was wir Majestät nennen, — eine klare, maßvolle, ruhige und — wenn nicht persönlich mißbraucht — in sich ruhende Ordnung der Dinge, die nicht jene chaotische Kluft zwischen Oben und Unten aufreißt, in der die Kultur immer wieder zu versinken droht. Repräsentanz ist ihr nicht eine leidige Pflicht, sondern eine Lebensform, — ihr Erfolg liegt gleichsam darin, daß sie „die Feuerwehr beschäftigt, wenn sie nicht gebraucht wird.“

Der Übergang von der legitimen Monarchie zur legitimen Republik war deshalb so schwierig, weil es so schwer ist, jene Selbstgewißheit zu erlangen, die den Fürsten gleichsam in die Wiege gelegt, zumindest aber anezogen wurde. Daß der Geist des 18. Jahrhunderts völlig in dem Wirbel und Abgrund der Revolution versank, scheint ein Hinweis, daß seine Errungenschaften anderswo zu suchen sind als in der geschichtlichen Kontinuität. Nicht nur die so schmerzlich vermißte Grazie, nicht nur der tragische Humanismus, die skeptische Menschlichkeit und Toleranz, die äußerlich immer zum Scheitern verurteilt ist, die Gedankenklarheit, die der Logik widerspricht, auch die Entsagung, Lieblingskind des Goetheschen Geistes, die ein Atemholen ist, um wieder tätig zu werden, ist eine Eigenschaft des geistigen 18. Jahrhundert, das die Person entdeckt, um sich von der dämonischen Persönlichkeit auszuruhen, — ehe es völlig in eben dieser Dämonie und potentiellen Wirklichkeit des Menschen versinkt. Man wußte, daß das Volk ein Image nötig hat, das keineswegs vollkommen ist, das ihm eben gleicht; aber man wußte auch, daß dieses Image sich immer wieder aus dem Geiste eines höheren Bildes erneuern muß, sonst versinkt es in einer ausweglosen Mittelmäßigkeit. Die Zeit besitzt eine nicht weiter definierbare Gravität oder Schwere, eine potentielle Kraft, der wir nicht entgehen können, auch wenn wir sie leugnen. Das 18. Jahrhundert nannte sie das „Dämonische“, — das, was im Menschen, doch auch in den Dingen verborgen liegt und sie in eine ganz bestimmte Richtung drängt, — oft gegen jeglichen Willen, doch da der Wille selbst eine dämonische Kraft ist, wirkt er wie ein Katalysator, der den Prozeß nur beschleunigt, auch wenn er ihn verneint. Manchmal spürt man in alten Porträts etwas von dieser Kraft und Dämonie, von diesem Glanz, der auf dem Potentiellen — dem Möglichen — liegt. Wenn Persönlichkeit die Vereinigung der Person mit ihrem „Gegenbegriff“ ist, dann ist Dämonie das Auseinanderbrechen dieser Einheit.

Stilleben, Jagdszenen, Hörnerklang, rauschende Wälder, fließende Wasser, Schäferspiele ohne wirkliche Schäfer, — diese Welt hat keine Fehler, — und wenn man doch einen entdeckt, dann einen, der bewußt gepflegt wird. Und doch ist irgendwo ein toter Punkt, wo die Idylle in ihr Gegenteil umschlägt. Die Dämonie des Banalen macht sich bemerkbar, die „fröhlichen Jagdszenen“ wecken plötzlich die Lust zu töten.

Weder gewinnt immer der Schlechte, noch setzt sich das Gute — oder auch Geniale — von selbst durch; das sind fromme oder unfromme Lügen. Es bedarf immer des Gleichgewichts, des Dialogs. Das Dialogische, auch wenn es widersprüchlich ist, befreit uns aus der uns angeborenen Egozentrik, an deren Stelle das Gegenüber von Mensch und Welt tritt. Der Dialog fehlte Rousseau; so erklärt sich seine Weltmüdigkeit, die dann in ein Schäferidyll der Reinheit und Ursprünglichkeit umgedichtet wurde. Aber Reinheit ist nicht Ursprünglichkeit. Der Dialog kann allerdings auch durch seine Unentschiedenheit jegliche Lösung, jegliches Tun infrage stellen, wenn keine höhere Instanz da ist, die entscheidet, was richtig ist und was nicht.

Auf den Porträts der Renaissance äußert sich noch unverhohlen der Wille zur Macht, — das Unausgeglichene: nicht nur die tödliche Leidenschaft, sondern auch die Todesleidenschaft, der des Dionysischen verwandt, — der Rausch des Untergangs. Auf den Porträts späterer Epochen stellt sich der Mensch bewußt in den magischen Raum des Allgemeinen. Die Dämonie wird durch das Zeremoniell gebändigt, Macht ist nur noch potentielle Macht. Selbst die Luft, die die Menschen in diesen Porträts umgibt, so leicht und widerstandslos sie ist, scheint das Dämonische zu übertragen, wie man oft den unwahrscheinlichsten Gedankengängen verfällt, wenn man versucht, gar nichts zu denken.

Das 18. Jahrhundert stand, ähnlich dem unsern, in einer entscheidenden Wandlung auch in den Beziehungen von Mann und Frau zueinander. Das Licht fiel immer noch vorwiegend auf den Herrscher, auf den Mann; aber interessanter schien das Dunkel, das die Frau umgab, mit dem sie sich umgab. Das Geheimnis wird Mode, oft verdeckt durch eine scheinbar größere Offenheit, — dieses Geheimnis der Frau, das sich in den Worten Hofmannsthals, im Entwurf zu „Jupiter und Semele“, darstellt: „Tragisches Grundmotiv: Weibliches will hin, wo Weibliches Vernichtung findet.“

Das Unheilvolle scheint die starke Differenzierung der Geschlechter; wo sie sich einander angleichen, wird das Tragische nicht so deutlich. Die Dämonie und Vereinzelung tritt zurück; das Gemeinsame ist ein Schutz.

„Wenn ich die Götter nicht in Bewegung bringen kann, so werde ich die Unterwelt in Bewegung bringen“, interpretiert Sigmund Freud ein antikes Diktum und hat damit eine der besten Umschreibungen des Dämonischen gegeben. Und Nietzsche sagt, seit Kopernikus rolle der Mensch aus dem Zentrum ins X, — er wird also immer exzentrischer. Aber Dämonie und Exzentrik sind nichts Wesensfremdes, sind nicht zufällig und von außen kommend; sie sind vielmehr so etwas wie ein „Konstruktionsfehler“ unserer Person oder unseres Schicksals, der oft an einer ganz unscheinbaren Stelle sichtbar wird. So heißt es in den Charaktereigenschaften Ulrichs, in Musils „Mann ohne Eigenschaften“: „Er ist begabt, er ist willenskräftig, vorurteilslos, mutig, ausdauernd, draufgängerisch, besonnen — ich will das gar nicht im einzelnen prüfen, er mag alle diese Eigenschaften haben. Denn er hat sie doch nicht! Sie haben das aus ihm gemacht, was er ist, und seinen Weg bestimmt, und sie gehören doch nicht zu ihm.“

Durch diese Lücke zwischen Person und Persönlichkeit, — zwischen dem, was wirklich zu uns gehört und unser Selbst ist, und dem, was nur unsere Eigenschaften sind — dringt das Dämonische in uns ein, oder es wird in diesem Zwischenraum sichtbar: in diesem Riß der schönen äußeren Form, die nun am Dämonischen vollends zerbricht.

Ist aber die Form, ist die Persönlichkeit so wichtig, daß sie nicht zerstört

werden dürfte? Sind nicht auch „die Kräfte, die im Zerfall frei werden“ (Adorno), wichtig und ungleich fruchtbarer, — so würden wir heute fragen: in einer Zeit, die jede äußere Form zerschlägt, um den Inhalt zu prüfen? Aber diese Fragen stellten sich damals noch nicht, man stand erst an der Schwelle des „skeptischen Jahrhunderts“. Der Einzelne verlor sich noch nicht in der Masse, er stand vielmehr in einem sehr weitmaschigen Netz — durch Geburt oder Zufall, an einer ganz bestimmten Stelle und wurde sich seiner, wenn er nicht zufällig einer der großen Müßiggänger war, noch kaum bewußt. So haben wir es auch bei dem Fürsten Wilhelm Heinrich nicht mit einer individuellen Persönlichkeit zu tun — die ist tot und vergangen —, sondern mit dem Leitbild eines Fürsten, der die Kontinuität des politischen und gesellschaftlichen Lebens zu bewahren versuchte. Damals war Europa noch eine geistige Einheit. Die Grenzen waren rein politische Grenzen, keine geistigen, sprachlichen oder rassischen Trennungslinien. Darüber hinaus — das ist vermutlich das Entscheidende — konnte ein kluger Kopf in jedem europäischen Lande etwas werden, „Fremde“ stiegen oft zu den höchsten politischen Ämtern auf, wie zum Beispiel der Prinz Eugen. Das schönste Porträt dieser Zeit ist jedoch kein Gemälde, sondern steht in der Rede Hugo von Hofmannsthal zum 200. Geburtstag der Kaiserin Maria Theresia. Dort heißt es über diese bedeutende Herrscherin, die in sich den Geist der Epoche zusammenfaßte:

„Die Äußerung ihrer Kraft hat etwas Magisches wie bei jedem großen Menschen; aber daß sie als eine mächtige Herrscherperson sich der Besessenheit der Macht entzog, das ist ganz groß und singulär: denn leichter fällt es einer großen Seele, den Ruhm als hohl und lügnerisch gering zu achten, als der Faszination der Machtmehrung sich zu entziehen, welche das Gewicht der Realität für sich in die Wagschale wirft. Darum ist ihr Widerstand gegen die Teilung Polens, ihre Tränen, ihr unwilliges Nachgeben, um ihren Staaten den von Preußen und Rußland angedrohten Krieg zu ersparen, die Fassung ihrer endlichen Zustimmung: ‚Placet, weil soviel große und gelehrte Männer es wollen, wenn ich aber schon längst tot bin, wird man erfahren, was aus dieser Verletzung an allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgeht‘ — darum sind dies, obwohl gegen ihren Willen gehandelt wurde und die Dinge weiter ihren Lauf nahmen, große thesesianische Dokumente, und auch der bescheidendste Versuch, ihrem Andenken zu huldigen, kann nicht an ihnen vorbeigehen.

„Als sie die Augen schloß, schrieb Friedrich II. an seinen Minister: ‚Maria Theresia ist nicht mehr, somit beginnt eine neue Ordnung der Dinge‘.“

In diesem Porträt ist Größe und Gefahr der Epoche zusammengefaßt. Eine Zeitlang erscheint sie uns wie ein schönes Gleichgewicht zwischen Tat und Besinnlichkeit, zwischen Passivität und Engagement; dann aber versinkt sie, und da sie die letzte Epoche vor der großen Umkehrung, dem großen Kehraus war, kreidete man ihr alle Übel an, die man beseitigen wollte. Man zerschlug Europa, noch ehe es einig geworden war (und wohl nie einig geworden wäre), und Napoleon schnitt sich aus dem Erdteil die Stücke heraus, die er brauchte, — sein Sturz war wiederum nur ein Zeichen, rückwärts zu gehen. Nur kein Neuland betreten! Der Geist, immer auf das Neue bedacht, wurde aus der Politik hinausgedrängt, — umso emsiger erging er sich in den neu entstehenden Großstädten. Der Künstler sollte mehr und mehr die Aufgabe haben, Neuland dort zu entdecken, wo keine Nation sie ihm streitig machen würde: in der Phantasie. Noch einmal faßte Wagner

alle Helle und Düsternis der Vergangenheit zusammen zu einem einzigen Rausch, heroisch und morbide und unzeitgemäß, obwohl er danach strebte, zeitlose Kunst zu schaffen. Dann stürzte das Menschenbild endgültig in sich zusammen. Oscar Wilde wollte, in seinem „Bildnis des Dorian Gray“, einen Pakt mit dem Teufel – der zum Maler geworden war – nur dann abschließen, wenn er als unsterbliches Image leben könnte, alle Vergänglichkeit aber sollte nur das Porträt, das Bildnis berühren. Die Rollen waren also vertauscht: Die „Dauer“ den Lebenden, das Altern dem Porträt, das sich bis dahin so ruhig und unsterblich gehalten hatte. Wie lange hält man das aus? Am Schluß zerstört Dorian Gray das Bild, er hielt die ewige Jugend nicht aus, – sein Herz war längst versteint. Und dann: wozu immer in dem „gleichen Kreis stereotyper Gewohnheiten“ herumlaufen? Der Magier, der Zauberer geht unberührt durch alle Verwandlungen, – er will immer nur die Welt in sich hineinnehmen, sich nie an sie verlieren, – dazu muß er sie auf sein eigenes Maß reduzieren. Nichts ist wechselhafter und unbestimmter als das Elementare; aber es hat, außer der Kombination und Permutation mit Gleichem, keine Möglichkeit des Austauschs, der Erneuerung. Es fällt, wie es seiner Schwerkraft nach fallen muß; aber während es fällt, befreit es sich von allen Bindungen und gewinnt so eine Art Selbst, das unreduzierbar und ohne Ausstrahlung ist und sich nicht preisgibt.

Albert Camus, über Paul Valéry: „Im Schoße der Dunkelheit, wo wir uns nur vorwärtstasten, würde uns das feststehende, ausgeglichene Licht Valéria-nischer Himmel nichts nützen. Es wäre Heimweh, nicht Hilfe. In der eigenartigen, strengen Dichtung René Chars dagegen erglänzt unsere Nacht selber, und wir lernen gehen.“

Paul Valérys Welt: die der Persönlichkeit, die Himmel und Erde durchmißt und alles in sich aufnimmt.

René Chars Welt: die der Person, reduziert auf sie, ganz eingeschlossen in dieser Muschel aus Dunkelheit und Schweigen.

Eine Zeitlang schien es, als stünde das Porträt in der Mitte, wäre so etwas wie ein fester Punkt, an dem man sich orientieren kann. Aber das Jahrhundert, das dem Porträt noch Wichtigkeit beimaß, ist vergangen, und die festen Punkte sind heute diejenigen, die uns am wenigsten Halt geben.

Das letzte Bildnis: „Orlando“, von Virginia Woolf. Ein junger Mann – der, im Laufe der Jahrhunderte und durch eine ganz natürlich erscheinende Wandlung seines Wesens, eine junge Frau wird – will nichts von einem „Bildnis“ wissen, das ihm die Wandlung und Vergänglichkeit abnähme –: er will alles selbst erleben, vielleicht eine andere Art, sein Selbst unberührt und unverändert zu bewahren: indem es sich allem hingibt. Die bisher als gültig anerkannten Wesensmerkmale, die Selbstidentität ist aufgehoben und einem sehr veränderlichen geistigen oder materiellen Fluidum gewichen, einem Dasein, das nicht durch Identität, sondern gerade durch den ständigen Verlust der Identität an den Augenblick, an die wechselnde Gegenwart seine Ursprünglichkeit behauptet. Dieses Selbst scheint weit mehr ein Katalysator für Lebensvorgänge in anderen Wesen zu sein, als daß es in sich irgend einer Entwicklung folgte. Verglichen mit Dorian Gray ist Orlando gerade deshalb alterslos, weil er die äußeren Wandlungen bejaht, – während Dorian Gray alles daran setzt, äußerlich „ewig jung“ zu bleiben, – wobei dieses *ewig* eben doch eine sehr kurze Zeitspanne ist, genau wie bei Faust. „Orlando“, das Buch, zeigt uns aber auch, wie für die Frau das Weibliche *und* das Männliche zu den Möglichkeiten ihres Wesens gehört, während

für den Mann der Gegensatz der Geschlechter das Natürliche, die eigentliche Stimulanz und Triebfeder seines Lebens ist, — wie für die Persönlichkeit. Die Person hingegen hat immer etwas Ambivalentes an sich.

So sehr die lebendige Gegenwart das eigentliche Element ist, in dem wir leben und in dem sich allein die Persönlichkeit entfalten kann, so tief ist in uns das andere Element: das der Person, der Dauer jenseits unseres persönlichen Schicksals. Diese andere „Welt“ — so ganz von unserem Gedächtnis, von der Resonanz unserer Sinne abhängig — wird durch Gestalten und Dinge bestimmt, durch Schwerpunkte, die außerhalb unserer selbst liegen. Plötzlich fixiert durch Gestalt und Gesicht eines Menschen, durch ein Porträt, wie in der Tiefe eines Spiegels, am Grunde eines Brunnens, wenn unser eigenes Gesicht die Züge des andern annimmt und überdauert, — und dennoch: „Verwandlung ist Leben des Lebens“, wie Hugo von Hofmannsthal sagt. Wäre es denkbar, daß der Mensch, der sich im Elementaren verliert und nur noch Person ist, nicht von Natur aus so ist, sondern weil ihn die ständige Unruhe der Zeit und die „Reizüberflutung“, die manche Epochen charakterisiert, dazu gemacht haben? Dann wäre aber auch der „Mensch der Mitte“, der „klassische“ Mensch, nicht von Natur aus so, sondern eine Kraft der Konzentration, der Entsagung, der Gedankenklarheit hat ihn dazu gemacht. Doch muß wohl in jedem von uns ein Kern sein, der den Ausschlag des Pendels nach der einen oder nach der andern Seite bewirkt. Oder wir verändern uns im Laufe unseres Lebens, wenn die eine Seite unseres Wesens erschöpft ist und wir uns in die andere sinken lassen. Und während es uns noch immer so vorkommt, als sei Veränderung das „Leben des Lebens“ — denn wir sind immer wieder Gefangene der Welt, in der wir leben —, fällt uns das Wort Niko Kazantzakis' aus „Rechenschaft vor El Greco“ ein:

„Ich nehme mein Werkzeug zusammen: Gehör, Gesicht, Geruch, Geschmack, Gehirn. Es ist nun Abend geworden, der Arbeitstag geht zu Ende, ich kehre wie ein Maulwurf nach Hause, als ob ich des Arbeitens müde geworden sei. Ich bin nicht müde, aber die Sonne ist untergegangen.“ Das Porträt ist vollendet, und es bleibt doch unvollendet: der kommende Tag wird ihm einen neuen Zug, eine neue Lebendigkeit hinzufügen. —

Die Straßen bei Nacht. Die Häuser dicht aneinander gelehnt, — aus dem vorigen Jahrhundert, auch wenn sie erst vor kurzem erbaut sind: die Nacht macht sie alt. Der Brunnen: noch älter; doch hat er die Kraft zu verjüngen, während die vergangene Wirklichkeit in die Tiefe entgleitet. Aber welchem leichten, gedächtnislosen Zustand entspricht die Luft? Sie weht die Müdigkeit vom Gesicht und gibt uns statt dessen eine andere Schwermut, leicht und kühl. Der Mensch: nur noch Person und ohne die Möglichkeit, seinen Zustand zu ändern?

Die Brücke, der Fluß. Erst hier beginnt die Verzauberung. Die Luft, als käme sie von weit her, nur weil sie das Wasser berührt hat. Der typische Geruch von Verwesendem, aber dazwischen spürt man den erfrischenden Hauch, die Bewegung des Wassers. Die Brücke vibriert bei jedem Schritt, — die Elastizität der Materie, ich weiß es: aber ist damit irgend etwas erklärt oder deutlicher geworden?

Die Nacht: lang hingestreckt auf der Brücke, den Kopf in der Hand, so beobachtet sie uns. Sie greift nicht in unser Leben ein, sie beobachtet uns nur, wie man ein Spielzeug betrachtet, das man im übrigen sich selbst überläßt.

DER VIRTUOSE UND DER LOGIKER

Versuch einer Erklärung der Ganzheitsmethode und der Mengenlehre

Die Legitimität der Pädagogik kann sich allein auf die Zukunft beziehen; sie hat etwa alle 10 Jahre eine völlig anders geartete oder veranlagte Generation von Jugendlichen vor sich, und sie verfehlt ihren Sinn, wenn sie diese Generation und ihre Mentalität nicht in den Griff bekommt, — wobei „in den Griff bekommen“ bedeutet: als Formender, nicht als Diktierender. Selbst die soziologischen Untersuchungen kommen für die Pädagogik meistens zu spät; man kann sogar feststellen, daß die Schule oft das Vorfeld der Soziologie ist. Auch wechseln die Ansichten über die Zukunft ständig; die Fächerung der Berufe wechselt von Jahr zu Jahr, wieviel mehr die Fächerung der Lebenserwartungen, der Faszinationen, der Werte und ethischen Begriffe. Die Pädagogik kann sich also keinesfalls auf ein für allemal feststehende Begriffe und Methoden berufen; sie kann ihre Methoden und ihre Begriffe aber auch nicht ständig wechseln und ohne jedes bleibende Konzept sein, — ihre Methoden, ihr Konzept sind „Denkmodelle“, die jeweils in bestimmten Situationen angewendet werden können. Das heißt, daß jeder Pädagoge mehrere Denkmodelle zur Hand haben und imstande sein muß, in jeder Klasse oder Gruppe — die ja alle anders zusammengesetzt sind — ein anderes Konzept und Denkmodell anzuwenden. Die Illusion — noch vor wenigen Jahren gültig —, es gebe eine einheitliche gleichbleibende Didaktik oder, auf das einzelne Fach bezogen, eine einheitliche Methodik, ist heute nicht mehr vertretbar.

Aus dieser Situation heraus ist es begreiflich, daß in den letzten Jahren zwei diametral entgegengesetzte Methoden in der Schulpädagogik eingeführt wurden: die Ganzheitsmethode und die Methode der Mengenlehre. Während die Ganzheitsmethode von einer fest umrissenen Ganzheit ausgeht und durch Differenzierung zu den Teilergebnissen kommt; geht die Mengenlehre von den einzelnen Elementen (oder Ziffern oder Buchstaben oder Teilmengen) aus und setzt sie erst dann zu einem Ganzen zusammen.

Ein Nachteil war es, daß man die Ganzheitsmethode zunächst nur im Erstleseunterricht bewußt anwandte, sie daher auch in diesem Unterricht glaubte beweisen und rechtfertigen zu müssen. Und ebenso beschränkte man die Mengenlehre auf den Rechen- und Mathematikunterricht. Heute weiß man jedoch, daß diesen beiden verschiedenen Methoden nicht so sehr verschiedene Stoffgebiete entsprechen, als vielmehr verschiedene Mentalitäten und Denkweisen des Menschen. Der differenzierende Mensch, der immer von einer Idee ausgeht, von einem Ganzen, einer Weltanschauung, einer bestimmten Ordnung, und der daraus die einzelnen Teile oder Teilergebnisse ableitet, geht natürlicherweise — das heißt: seiner Natur entsprechend — den Weg der Ganzheitsmethode. Der integrierende Mensch hingegen — von Robert Musil „Möglichkeitsmensch“ genannt, im Gegensatz zum Wirklichkeitsmenschen — sammelt die einzelnen Elemente und stellt sie erst am Schluß zu einem neuen und ständig wechselnden Ganzen zusammen. Während für den differenzierenden Menschen der Sinn, das Ergebnis feststehen und Schwierigkeiten dazu da sind, überwunden zu werden; gibt es

für den integrierenden Menschen keine feststehenden Lösungen, sondern nur Spielergebnisse, „Erfindungen“, — er ist im wahrsten Sinne des Wortes ein „Virtuose“, ein mit den Möglichkeiten Spielender, für den es auch keine Schwierigkeiten, sondern nur Pannen gibt. Er setzt aus den einzelnen, „gefundenen“ Elementen die Wirklichkeit überhaupt erst zusammen, an die der differenzierende Mensch als an etwas bereits Vorhandenes glaubt, — wenn auch dieser Glaube immer wieder in den Übergangsphasen, in der Pubertät bis auf den Grund erschüttert wird. Der Virtuose hingegen erfindet oft sogar Schwierigkeiten, um zu lernen, wie man über seinen eigenen Schatten springt. Der differenzierende Mensch finden sich durch Einsicht in der Welt zurecht, der integrierende, relativ denkende nur spielend, — für ihn gibt es keine absolute Wirklichkeit, sondern Spielregeln innerhalb eines bestimmten Kraftfeldes, dessen Bestimmbarkeit jedoch darin besteht, daß es sich ständig verändert. Etwa so, wie für den Verkehrsteilnehmer die Situation ständig eine andere ist, obwohl er durch Straßen geht oder fährt, die ihm seit langem bekannt sind.

Der differenzierende Mensch ist der Logiker. Aber diese Einteilung in „Virtuose“ und „Logiker“ ist nicht absolut: es gibt Zwischenstufen, und außerdem ist auch der Logiker in den „Übergangszeiten“ reiner Virtuose, — dann löst sich ihm jede Ganzheit in ihre Elemente auf, und er verliert gleichsam „den Boden unter den Füßen“. So erging es Goethe in Italien, wo die Welt für ihn kein Ganzes mehr war, sondern ein Mosaik von Erlebnissen. Andererseits ist aber auch der Virtuose in seinen „Füllungsphasen“, in denen er so etwas wie eine geistige Seßhaftigkeit gewinnt, vorübergehend ein Logiker, der sich an eine feststehende Ordnung „hält“, und zwar mehr festhält, als daß er etwa einsieht, es müßte eine solche feststehende Ordnung geben. Er ist an die „Wahrscheinlichkeiten“ und „Unsicherheitsfaktoren“ gewöhnt und in vielen Situationen weniger gefährdet als der Logiker, der alles verliert, wenn seine Logik einmal nicht stimmt. Der Virtuose findet sich in der modernen Umwelt mit ihrer Reizüberflutung und ihren fließenden Grenzen besser zurecht, da er ja keinen „Halt“ zu verlieren hat. Auch auf Musik, die ja immer eine Tonfolge ist, braucht er sich nicht zu konzentrieren, sie ist für ihn Konzentration, — wie ja überhaupt das Ohr das elementarste Sinnesorgan ist, das jeden Ton einzeln aufnimmt, nie eine Ganzheit von Tönen: diese Ganzheit wird erst im Gehirn hergestellt. Man kann diese Ganzheit aber auch weglassen und sich von den Tönen nur „berieseln“ lassen, sicherlich ist auch das eine legitime Art des Hörens und der Konzentration. Manche Leute können sich nicht konzentrieren, wenn es völlig still um sie her ist.

Das Symbol für den integrierenden Menschen ist das Labyrinth: er erlebt die Welt nicht als überschaubares Ganzes, sondern als Labyrinth. Das Wichtige für das Kind, das so veranlagt ist, ist es nun, immer wieder in das Labyrinth hineingeführt zu werden, bis es sich intuitiv in ihm zurechtfindet, — das eben ist der Weg der Mengenlehre.

Im allgemeinen ist das Kind mit 5 oder 6 Jahren in einer „Füllungsphase“ seiner Entwicklung; es ist dann für die Ganzheitsmethode besonders empfänglich. Das ändert sich mit dem 10. und 11. Lebensjahr; der junge Mensch erlebt dann etwas sehr Elementares, er tritt in einen andern Wachstums- und Lebensrhythmus und nähert sich der 2., wesentlichsten Pubertät. In dieser Zeit „zerfällt“ ihm die Ganzheit, er ist für die Ganzheitsmethode immer weniger ansprechbar. Er wird zum Virtuosen, der versucht, die ein-

zelen Elemente seines Wesens und Erlebens einigermaßen zusammenzuhalten und die Widersprüche zu überbrücken oder einfach „fortzudenken“, indem er bald der einen, bald der andern Seite nachgibt. Etwas lernen, also „hinzunehmen“ kann er in dieser Zeit nur, wenn er es mühsam buchstabierte, aneinanderreihet. Die ganzheitliche Steuerung versagt, — wie so oft im modernen Leben. Was aber tritt in der assoziativen Logik der Mengenlehre an die Stelle der ganzheitlichen Steuerung? Erstens geht man nicht von der Wirklichkeit aus, an der ja nichts mehr zu ändern ist, nicht von den Tatsachen oder vorgefaßten unabänderlichen Ideen, sondern von den Möglichkeiten (Aebli: „von den abstrakten Strukturen“), in denen die Ideen in nuce vorhanden sind, aber auch die Realität (Aebli: „Konkrete Struktur gleich abstrakte Struktur plus Akzidentien“, Zufälligkeiten). Der assoziativ denkende probiert in Sekundenschnelle alle möglichen Situationen aus und findet intuitiv, „automatisch“ die richtige, die er dann „durchspielt“. „Automatisch“ bekommt hier also einen ganz neuen Sinn: nicht mehr nur zufällig, blind, sondern seriell erfassend: wann fällt die Kugel in das richtige, zu ihr passende Loch, — erst dann wird der Vorgang ausgelöst. (Aebli: „Tatbestände definiert man nicht, man nähert sich ihnen“, — nicht durch eine abstrakte Logik, sondern durch „trial and error“, durch „Versuch und Irrtum“, ein in der Psychologie und Pädagogik feststehender Begriff.)

Man kann die Mengenlehre also als eine Art Wahrscheinlichkeitsberechnung — Berechnung des Zufalls — bezeichnen. Sobald man nicht mehr daran glaubt, daß die Welt nach einem bestimmten Plan und zu einem bestimmten Ziele hin funktioniert, muß man, in Ermangelung einer anderen Bezeichnung, eines anderen Gesetzes sagen, die Welt werde vom Zufall regiert. Zweitens bekommt in der assoziativen Logik die Zahl eine ganz andere Bedeutung, ein ganz anderes „Gewicht“ als in der objektiven Logik. Die Schüler des griechischen Philosophen und Mathematikers Pythagoras glaubten, es sei die Zahl —: bestimmte Zahlen und die ihnen innewohnenden Gesetze, nach denen die Welt sich bewege. Die Mengenlehre „glaubt“ das nicht, sie versucht nur, solchen scheinbaren oder wirklichen Regelmäßigkeiten auf die Spur zu kommen. Ihre Gesetze sind also Wahrscheinlichkeits- oder Häufigkeitsberechnungen. Der Glücksspieler, der ein System gefunden zu haben glaubt, wie man gewinnt, geht nach solchen Gesetzen vor, aber auch der Autofahrer, der nie mit absoluten Gewißheiten rechnen kann. Die Ganzheits- oder Euklidische Methode beruht auf der überschaubaren geometrischen Welt, in der jede Frage eine eindeutige Antwort hat. Mit der Zahl wird aber dieser Raum unendlich, unüberschaubar. Die Zeit, diese Aneinanderreihung von lauter gleichwertigen Einheiten, wird zur 4. Dimension, aus der bloßen Quantität wird eine Qualität, — denn Dimension heißt ja Qualität. Eine Ganzheit ist nicht mehr vorhanden, jede Zahl, jedes einzelne Element, jede „Menge“ ist in seiner Art unveränderlich und „zählt nur mit“, soweit sie unveränderlich bleibt. Die Mengen 2 und 3 ergeben zusammen nicht mehr die Menge 5, sondern sie bleiben die Mengen 2 und 3 und sind nur zufällig miteinander verbunden. Andererseits ist die Menge 5 nicht etwa aus den Mengen 2 und 3 zusammengesetzt, sondern sie hat ihre völlig eigene Struktur. Die „Menge“ ist dabei keineswegs eine Ganzheit, die ja eine gleichbleibende Gestalt haben müßte; sondern sie ist die Summe von Variablen. So sagt man z. B.: „In den Stoßzeiten ist der Verkehr besonders groß“, — dabei meint man mit „Verkehr“ nicht etwa eine Ganzheit, sondern eine Summe, die nie aus den gleichen Fahrzeugen

oder Elementen besteht. Die Welt, in der wir heute leben, ist nicht objektiv überschaubar – wie früher etwa ein Geschäft, eine Fabrik, ein Bauernhof –, sondern nur assoziativ und als Denkmodell zu erfassen. Sobald wir in die Berufswelt eintreten, verlassen wir in den meisten Fällen die überschaubare „familiäre“ Welt und können unsere neue Umwelt nur assoziativ begreifen, indem wir Schwerpunkte – oder Ungleichheiten – bilden, die schließlich eine Art Netz ergeben, in dem sich für uns die Wirklichkeit „fängt“ oder verdichtet. Der Führer einer Wagenkolonne von 20 Lastkraftwagen steht etwa vor der Frage: Wie komme ich besser durch die Stadt, in einer Kolonne von 20 Lkw oder mit 4 voneinander getrennten Kolonnen zu je 5 Lkw? Die objektive Logik verführt ihn dazu, zu sagen: Wir müssen unbedingt zusammenbleiben, das ist das Vernünftigste. Die assoziative Logik hingegen, die weiß, daß sich im Verkehr die verschiedensten Linien überschneiden, wird ihm sagen, daß er in Fünfer-Kolonnen fahren muß, sonst kommt er möglicherweise überhaupt nicht durch und ruft ein Verkehrschaos hervor. Im Gegensatz zur Ganzheitsmethode hatte die Methode der Mengenlehre das Glück, von der Öffentlichkeit fast unbemerkt und undiskutiert in den Mathematikunterricht der Höheren Schule eingeführt zu werden (und jetzt auch in den der Realschule, zumindest in einigen Bundesländern). Ungestört möglicherweise deshalb, weil die Öffentlichkeit großen Respekt vor der Mathematik hat, und weil die Mengenlehre mit einigen „barbarischen Verrenkungen“ – wie Professor J. Dieudonné, einer der Initiatoren, sagt – im Mathematikunterricht Schluß macht und das zu verwirklichen versucht, was in den Empfehlungen des Wissenschaftsrats so lautet: „Viele Studienanfänger kommen zur Hochschule mit nur halb verstandenen Kenntnissen. Das liegt daran, daß in den Höheren Schulen immer noch an dem enzyklopädischen Ideal festgehalten wird, während es für die Hochschule auf die an wenigen Gegenständen der Elementarmathematik erlernbare Denkfähigkeit ankommt.“

Beide Zitate stammen aus einem Artikel von Gerhard Weise, der bereits im Mai 1966 in der Saarbrücker Zeitung veröffentlicht wurde. Diese mangelnde Resonanz, die zunächst ein ungestörtes Arbeitsklima zuließ, hatte aber auch ihre Nachteile. Eine Methode wie die der Mengenlehre soll ja nicht nur ein pädagogischer Kunstgriff sein, den man vorführt und damit die Zuschauer in Erstaunen setzt; sie soll, genau wie die Ganzheitspsychologie, ausstrahlen und auf die andern Fächer übergreifen, damit auch dort die „Denkfähigkeit“ derjenigen gesteigert wird, die für diese Art des assoziativen Denkens veranlagt sind. Die Mengenlehre blieb aber auf den Mathematikunterricht beschränkt und wurde so auch nicht methodisch und als Gegenpol der Ganzheitspsychologie in die Didaktik des Unterrichts eingeführt. Den Nachteil möchte ich am Beispiel des Deutschunterrichts deutlich machen.

Im Deutschunterricht, in der Germanistik, war bisher ausschließlich die Ganzheitsmethode gültig. Die Sprache wurde als eine „Ganzheit“ mit einer fast logisch zu verfolgenden Entwicklung betrachtet, in den weiterführenden Schulen wurde mehr oder weniger „Sprachgeschichte“ gelehrt, die außerdem noch von der völlig irrigen Auffassung ausging, es hätte irgendwann einmal eine homogene indogermanische Sprache (und Rasse) gegeben; es wurde von „Lautverschiebungen“ geredet, als könnte man logisch und erdkundlich verfolgen, was in der Hauptsache Zufall und Nachlässigkeit war. Wer nie Mittelhochdeutsch gehört und gelesen hat, kann, so wurde be-

hauptet, das Neuhochdeutsche nicht verstehen, — als wenn es darauf ankäme, das Neuhochdeutsche zu verstehen, und nicht darauf, es zu sprechen. Auch die Rechtschreibung, die Zeichensetzung, die Grammatik wurden und werden jeweils als ein unantastbares Ganzes angesehen, obwohl man ruhig sagen kann, daß Stil das ist, „was nicht im Duden steht“. Diese „Tradition“ ist umso befremdlicher, als immer wieder festgestellt wurde, daß viele Begabte und vor allem Sprachbegabte über die Rechtschreibung stolperten, — ein sicherer Beweis dafür, daß — an der Rechtschreibung etwas nicht in Ordnung ist. Das Neuhochdeutsche hat sich zwar in manchem aus dem Mittelhochdeutschen entwickelt, es ist aber zum größeren Teil eine *völlig andere Sprache* als das Mittelhochdeutsche, von anderen, in ihrer Mentalität völlig verschiedenen Menschen gemacht, damit sie sich in ihr ausdrücken können. Mehr noch, sogar das Neuhochdeutsche beginnt bereits zu „veralten“, und merkwürdigerweise kehrt man nun wieder zu gewissen Formen oder Formeln des Alt- und Mittelhochdeutschen zurück, — die Sprachformeln eines Peter Handke haben zum Beispiel Ähnlichkeit mit gewissen Zaubersprüchen aus den Anfängen der deutschen Sprache. Wie also, kann eine Entwicklung auch rückläufig sein?

In Wirklichkeit gibt es gar keine Entwicklung der Sprache, wie wir es uns bisher vorgestellt haben. Es gibt eine *Sprachbereicherung*, da sich unser Wissenshorizont ständig erweitert, das ist aber auch alles. Daneben gibt es nur eine ständige Phasenverschiebung insofern, als heute der intransitive Mensch, der ganzheitlich denkt, im Vordergrund steht und die Sprache prägt, und morgen der transitive Mensch, der in „Mengen“, Elementen, Wörtern, Wortfeldern denkt. Man könnte aber auch Kleists berühmte „Anekdote aus dem letzten preußischen Kriege“ oder die Reden eines Abraham a Santa Clara als Beispiele einer typisch transitiven Sprachkunst nennen, die der Ganzheitslogik widerspricht.

Im Aufsatz erreicht die Ganzheitsmethode ihren Höhepunkt; ihm wird ein festes Gerüst, ein logisches Einteilungsprinzip gegeben, und das vorgeschriebene Thema muß klar und eindeutig abgehandelt werden, sonst begeht man den von allen möglichen wohl schlimmsten Fehler, das „Thema verfehlt“ zu haben.

Es gibt jedoch auch im Deutschunterricht, wenigstens andeutungsweise, bereits Elemente, die der Mengenlehre zugeordnet werden müssen, so z. B. das, was man in der Grammatik ein „Wortfeld“ nennt. Mit Hilfe solcher Wortfelder kann man ebenfalls Aufsätze schreiben. Die Überschrift eines solchen Aufsatzes besteht z. B. aus einem einzigen Wort: „Interesse“. Dazu wird das Wortfeld gesucht: Dabeisein — Zuschauer sein — beteiligt sein — mitmachen — Begeisterung — Erlebnis — Neuigkeit — Faszination — Sympathie — Rhythmus — Langeweile — Aufmerksamkeit — Gleichgültigkeit — Besessenheit — Konzentration — usw. Hat der Einzelne dieses Wortfeld niedergeschrieben, dann sucht er sich aus den Wörtern diejenigen heraus, die ihn ansprechen, auch Gegensatzpaare von Wörtern, deren widersprüchliche „Koexistenz“ ihm ohne weiteres einleuchtet; er zieht also eine Linie von einem Wort zum andern und in der Reihenfolge, die ihm ins Auge springt, — die andern Wörter läßt er beiseite. Anstelle einer logischen Gliederung setzt er also ein nicht minder logisches „Diagramm“, — jedoch handelt es sich hier um eine ganz andere Logik, nämlich eine assoziative. Es fehlt im Deutschunterricht nicht an großen Ideen, — „Gott“, „Welt“, „Natur“, „Vergänglichkeit“, „Freiheit“, „Abenteuer“, „Häusliches Glück“,

„Krieg und Frieden“: das alles findet man schon als Einteilungsüberschriften in den Lesebüchern, und die dazugehörenden Texte belegen genau, was man darunter zu verstehen hat. So errichtet man eine einheitliches geistig-ethisches Wort- und Weltanschauungsgebäude, das nur den Nachteil hat, daß manche darin verloren sind. Daß manchen, die assoziativ denken, zu Iphigenie im wallenden weißen Gewande ganz etwas anderes einfällt als „edle Einfalt und stille Größe“, als Humanität. Es kommt aber im Unterrichtsfach Deutsch nicht auf das Einimpfen einer Weltanschauung an, sondern auf das Beherrschen der Sprache, besser noch: auf das *Spiel der Sprache*. Es werden Denkmodelle, und zwar die verschiedensten, angeboten, und der Schüler muß nun sein eigenes Denkmodell suchen und ausprobieren, d. h.: in Sprache fassen. Statt der Keulenschläge von Überschriften in den Lesebüchern – wie oben zitiert – wäre es sicherlich sinnvoller, etwa Überschriften zu wählen, wie sie Peter Altenberg seinen Büchern gibt: „Wie ich sehe“, „Was der Tag mir zuträgt“, – oder Überschriften wie diese: „Eigenschaften“, „Situationen“, „Hobbys“ usw. Für den assoziativ oder transitiv Denkenden sitzt eben der Teufel keineswegs im Detail, sondern im Gegenteil: im Detail, im Einzelnen, Zufälligen, Elementaren sieht er das Überraschende, Faszinierende, Göttliche, – während für ihn der Teufel im „großen Ganzen“ liegt und die großen Ideen seiner Meinung nach die Welt zerstören. Der ganzheitlich denkende, differenzierende Mensch will die Welt kennen lernen, „erfahren“, entziffern, enträtseln; der elementar denkende und integrierende will sie „einfangen“, erfinden, zusammenstellen, montieren. Er wirft ein Netz aus, und nur was nicht durch die Maschen dieses Netzes hindurchschlüpft, ist für ihn Wirklichkeit. So lernt er auch einen andern Menschen, so lernt er jeden Bildungstoff, jede „Welt“ kennen: durch Zufall, nicht durch Wahlverwandtschaft.

Claude Mauriac, der Sohn des großen französischen Prosaisten François Mauriac, führt den Unterschied zwischen den beiden Temperamenten auf das Gedächtnis zurück: der eine schreibe seine Ideen langsam und methodisch, nach logischen Gesichtspunkten nieder und korrigiere immer wieder, bis das Werk genau seiner Vorstellung entspricht; der andere schreibe rasch und fast ohne abzusetzen, gleichsam improvisatorisch, einen ganzen Roman in wenigen Tagen nieder, also gleichsam assoziativ, wie Stendhal, – der ja wirklich in allen seinen Werken kein Logiker, sondern ein Virtuose ist, dazu ausschließlich Prosaist.

Lernen heißt doch zweierlei: aus dem Unbewußten ins Bewußtsein rücken, und: unserem Gedächtnis einprägen. Die Frage ist nun, ob unser Gedächtnis eben dieses Unbewußte ist, oder ob sich etwas unserem Gedächtnis erst einprägt, wenn es aus dem Unbewußten ins Bewußtsein tritt. Aber eigentlich ist das gar keine Frage: da man sich beides vorstellen kann, muß beides auch möglich und Wirklichkeit sein. Das heißt, es wird Menschen geben, bei denen alles, was sie unbewußt aufnehmen, auch in ihrem Gedächtnis (was immer das ist) haften bleibt und nur zu gegebener Zeit hervorgeholt werden muß. Das Bewußtsein setzt dann die einzelnen Erinnerungsstücke zusammen und versucht, aus diesem Mosaik etwas zu erkennen. Andere prägen sich etwas schon als (unveränderliche) Ganzheit ein und öffnen ihr Bewußtsein dann nur noch dem, was dieser Ganzheit wahlverwandt ist, – das andere lassen sie im Unbewußten und ziehen überhaupt eine sehr genaue Grenze zwischen Bewußtem und Unbewußtem, etwa nach dem Eisberg-Prinzip: neun Zehntel unter Wasser und nur ein Zehntel über Wasser.

Die unscharfe Grenze zwischen Bewußtsein und Unbewußtsein setzt das frei, was zwischen beiden ständig hin und her wandert: die Phantasie. Bei einer Rechenaufgabe ist jede Lösung eine richtige Lösung, wenn sie *durchdacht* ist, also das Denken aus seinem unbewußten, „dumpfen“ Zustand befreit. Aus dem Wirklichkeitsmenschen wird der „Möglichkeitsmensch“, wie ihn Robert Musil nennt, von Hause aus übrigens nicht nur Schriftsteller, sondern auch Mathematiker und technischer Erfinder.

„Es kommt nicht darauf an, was die reellen Zahlen laut einer speziellen Konstruktion sind, und erst recht nicht darauf, was sie in einem metaphysischen Sinne sind, sondern wesentlich ist allein, was man mit ihnen machen kann, das heißt, welche Operationen und Relationen im Bereich der reellen Zahlen existieren und welche Gesetze hierfür bestehen.“ (Professor König, Universität des Saarlandes).

Die Zahlen werden also auf ihre ursprüngliche Bedeutung zurückgeführt, *Werkzeug zu sein*. Eine typische Aufgabe der Mengenlehre ist etwa die folgende aus dem 5. Schuljahr: „Stelle alle rechnerischen Aufgaben zusammen, die dir einfallen und in denen nur die Ziffern 2, 3 und 5 vorkommen.“ Das Kind bekommt also keine fertige Aufgabe vorgelegt, die nur eine Lösung hat; sondern es stellt sich selbst die verschiedensten Aufgaben, die nur an diese eine Bedingung geknüpft sind, und lernt so den Zahlenraum gleichsam „handwerklich“ und aus eigener Intuition kennen.

Das wesentliche Kennzeichen des transitiven Menschen ist seine Nervosität, seine Unruhe, seine Improvisations- und Neuigkeitsfreude, seine Unbeständigkeit. Beides, Nervosität und Unbeständigkeit, kann nämlich etwas durchaus Positives, Erfinderisches sein.

Der Einzelne, er mag noch so „ganzheitlich“ denken, wird in den verschiedensten Situationen, die das moderne Leben bestimmen, dazu gezwungen, sich auf das „elementare“, assoziative Denken umzustellen. Im Straßenverkehr ist er völlig hilflos, wenn er nur „das Ganze“ überblickt, aber sich im Einzelnen nicht zurechtfindet, in der augenblicklichen Situation nicht richtig reagiert. Mit einer „Weltanschauung“ kommt man da nicht einen Schritt weiter; nur wenn man die Details richtig erkennt, geht oder fährt man sicher durch die schwierigsten Situationen. In allen Fabriken und Laboratorien, an unzähligen technischen Projekten arbeiten Hunderte von Menschen, die in ihrem kleinen Handlungsbereich Spezialisten sind, aber das Ganze zu überschauen ist ihnen unmöglich, — das können sie nur assoziativ begreifen. Eine Operation wird oft gar nicht mehr von einem einzelnen Arzt durchgeführt, sondern von einem Team von Ärzten. In allen diesen Beispielen kommt es nicht darauf an, daß man das Ganze überschaut und erfaßt, sondern wie man in den verschiedensten Situationen reagiert.

Auf den mathematischen Unterricht bezogen — der ja auf diese spätere Bewältigung technischer und sozialer Aufgaben vorbereiten soll — heißt das, daß es nicht mehr auf die ganz bestimmte Lösung einer einzelnen Aufgabe ankommt, sondern vielmehr auf die Erfassung und Erfindung verschiedener Lösungsmöglichkeiten. Und selbst wenn man die Lösung nicht findet, kann doch der Versuch die Denkfähigkeit so angeregt und elastisch gemacht haben, daß auch die falschen oder unvollständigen Lösungen ihre Richtigkeit haben. Es kommt auf die Virtuosität an, mit der vorzugehen man gelernt hat: sie allein führt von der Logik unseres Verstandes fort zu der Logik des Materials, der Situation, des Zufalls. Es handelt sich also nicht mehr um „Wirklichkeitsnähe“ oder dergleichen Reklamewörter für den status quo;

sondern um eine „Wahrscheinlichkeitslogik“ oder Wahrscheinlichkeitsrechnung, die dem Spielerischen, Intuitiven zugeordnet ist und zwischen den einzelnen Elementen des Denkens Spielraum läßt, eines der wichtigsten Begriffe der Pädagogik. „Auch die exakteste Wissenschaft kommt nicht ohne Phantasie in Bewegung“, sagt Hans Hartmann am Schluß seines Aufsatzes zu Einsteins und Hahns, der beiden großen Physiker, 90. Geburtstag. Hier aber nimmt die Phantasie eine ganz andere Dimension an, als wir bisher gewohnt sind. Sie ist es, die für den Spielraum des Geistigen zuständig ist: für die Alternativen zu jeder Situation, zu jedem Denkmodell und schließlich auch zu jeder Wirklichkeit. So ist auch der Sinn jeder Aufgabe in der Mathematik, wenn sie von der Mengelehre gestellt wird, die Neuentdeckung, die Neuerfindung, nicht einfach nur das Begreifen eines schon vorgedachten Gedankenganges. Die Möglichkeit soll offen bleiben, daß jeder, der sich an dieser Aufgabe versucht, auch einen „eigenen“ Lösungsweg findet. Man kommt also von den eindeutigen Lösungen ab und begibt sich gewissermaßen „auf's Glatteis“ – da es aber ein Spiel ist, vergrößert die Gefahr nur die Erfindungsgabe, und das eben will man erreichen. Nicht also die einzelne Aufgabe ist wichtig, sondern die Variationen des Denkens, die man aus ihr herauslesen kann. In vielen Situationen des modernen Lebens wird man diese „Spielregel“ wiederfinden.

In der mathematischen Wissenschaft unterscheidet man zwischen den Intuitionisten und den Formalisten, – zwischen denjenigen, die den Ausgangspunkt, das Axiom, das nicht weiter bewiesen werden kann, und zugleich die Folgerungen, die Beweise, die Logik in ein ganz bestimmtes, intuitiv gewonnenes Denksystem einordnen; und denjenigen, die ohne vorgefaßtes Denksystem von zufällig, spielerisch entdeckten Voraussetzungen ausgehen und durch „Versuch und Irrtum“, durch Umkehrungen und Permutationen eine Folgerichtigkeit, eine Logik, eine „Lösung“ herauszufinden versuchen, die aber nie den Anspruch auf absolute Gültigkeit erhebt, – sie zu suchen war wichtiger als ihre „Richtigkeit“. Hier werden Intuition und Phantasie einander gegenübergestellt, und es ist gerade die Phantasie, die von realeren Dingen ausgeht als die Intuition. Der Mathematiker Poincaré sagt: „Der Grund für diesen Unterschied ist wahrscheinlich, daß die Menschen ein unterschiedliches Bewußtsein haben und daß dieses Bewußtsein sich nicht ändern kann.“

Die Ausdrücke „transitives“ und „intransitives Denken“ hörte ich zum ersten Mal in einem mathematischen Vortrag über die Mengenlehre; sie wurden folgendermaßen definiert. Für das transitive Denken sind alle Wertmaßstäbe relativ, das heißt: von der jeweiligen Situation abhängig, in jedem geistigen Koordinatensystem anders, ja, dieser Wechsel von einem zum andern Koordinatensystem wird zu einer „Qualität“, zu einer besonderen Art von Bewußtsein. Es gibt Menschen, die eher dazu neigen, transitiv zu denken, während wir dem Denken eine bestimmte Logik, Konstanz, Unfehlbarkeit zugrundelegen. Für den transitiv Denkenden ist Intelligenz Anpassung, für den intransitiv Denkenden hingegen etwas Absolutes, das sich also auch gegen die Umwelt stellen kann. (Auch der transitiv Denkende stellt sich gegen die Umwelt, aber nur aus „Routine“, nicht aus Überzeugung: seine Opposition ist ein dynamisches Prinzip, kein Werturteil.) Es wäre falsch, die eine oder die andere Art des Denkens als die einzig richtige zu bezeichnen; es gibt Menschen, die sich nur in der Transitivität, andere, die sich nur in einer intransitiven Welt behaupten können.

Daß auch die unendlichen Reihen und vor allem die Grenzwertbetrachtungen zum transitiven Denken gehören, erscheint selbstverständlich, bedarf aber des Zusatzes, daß der Grenzwert selbst so etwas wie ein festliegender Punkt ist, ein Schwerpunkt in dem ständig sich verändernden „virtuellen“ Denkfeld des transitiven Menschen. Wurden seinerzeit die Philosophen durch die sophistische Behauptung, Achilles könne in einem Wettlauf niemals eine Schildkröte überholen, in Erstaunen versetzt, so ist umgekehrt dem transitiven Menschen zwar der Grenzwert ein völlig natürlicher Gedanke, aber ebenso natürlich ist für ihn die Frage, sobald der Grenzwert einmal gefunden ist, wie er wieder über ihn hinausgelangen kann. Sein Bewußtsein wird sich niemals damit abfinden können, daß eine unendliche Reihe nicht über diesen Grenzwert hinausgeht, — daß sie hinter diesem Wert nicht wieder zu wachsen beginnt, nachdem sie vorher stetig kleiner geworden ist. „Stetig“ ist für ihn also ein Begriff, dessen Vorzeichen sich, an eine bestimmte Grenze gelangt, umkehrt, — etwa wie, nach den letzten Theorien, das Weltall sich ständig ausdehnt, bis es, an eine Grenze gelangt, sich wieder zusammenzieht. Verständlich wird uns dieser Gedanke vielleicht erst dann, wenn wir berücksichtigen, daß in dem „unterbewußten Bewußtsein“ des transitiven Menschen — und vielleicht in dem eines jeden Menschen — auch der Tod ein solcher „Grenzwert“ ist.

Wenn man die — in seinem Falle fruchtbare — Nervosität des transitiven Menschen als das zentrale Motiv und Anregungszentrum seines Daseins erkennt, dann muß man hinzufügen, daß er keine „Mitte“, kein Zentrum hat, um das sein Leben sich konzentriert oder wächst; sondern daß dieses Zentrum ständig wechselt, daß sich die Schwerpunkte seines Daseins ständig verändern. Was ihn heute noch interessiert, ist ihm morgen langweilig, und Unwichtiges wird mit einem Schlage für ihn wichtig, weil sich das Gewicht seines Daseins dorthin verlagert hat. Im Gegensatz dazu hat der transitive Mensch in seinen Sinnesorganen, vor allem in seinem Auge ein Zentrum, das ihn immer wieder festhält und festlegt. Für ihn ist es der „Geist, der sich den Körper baut“, eben weil der Geist dieses aus den Sinnen gebildete Zentrum ist. Für den transitiven Menschen ist die Seele „etwas am Leibe“, wie Nietzsche sagt. Für den einen ist das Schicksal entscheidend, für den andern das Hineinwachsen in das „Spiel“ und die Spielregeln.

Das Schlagwort vom „optischen Zeitalter“ als dem unsern war eine Zeitlang in Mode, als mache die Flut von Bildern, die sich über uns ergießt, uns schon zu „optischen Menschen“, d. h.: zu Menschen, die von der Welt nur die Bilder und die Welt als Bild in sich aufnehmen. Seitdem wurde festgestellt, daß der allzu laute Beat das Ohr betäube und verkümmern lasse, — und ebenso verkümmert auch das Auge, der optische Sinn durch die Flut der Bilder und vor allem durch ihren ständigen Wechsel. Aber auch das gilt wiederum nur für den intransitiven Menschen; beim transitiven bleibt das Bild an der Oberfläche des Auges, gleichsam in den Nervenenden, während das optische Zentrum nur von der Frage berührt wird: was steckt hinter diesen Bildern? Welche Struktur? Welches Mengengesetz? Welcher elektrische Strom löst sie aus — und welcher Mentalität entspricht dieser elektrische Strom? Die Sehschärfe tritt zurück, aber die „Intelligenz“ des Sehnervs wird gesteigert, — es ist wie beim Blinden, der auch mit den andern Sinnen sehen lernt. Der intransitive Mensch erlebt die Landschaft und Natur als ein Ganzes, als Heimat, sie sind für ihn immer wieder Gelegenheit, ein natürliches Dasein zu finden. Es käme ihm nie in den Sinn, an der Wahr-

heit oder Wirklichkeit des Natürlichen, des Welthaften zu zweifeln.

Der transitive Mensch hingegen kann Farben hören, Töne sehen, – es bleibt seiner Phantasie überlassen, wie er das, was er derart hört und sieht, zu einer Welt zusammensetzt. Er hat keine eigentliche „Umwelt“, das heißt: er unterscheidet nicht zwischen sich und der Umwelt, – beides zusammen, und wie er es „sieht“, ist für ihn erst die Welt.

Die Mengenlehre rückt die Mathematik in die Nähe künstlerischer Methoden. So sagt der Maler Paul Gauguin, ein Pfund Farbe sei eine ganz andere Farbe als ein Gramm der gleichen Farbe. Und in des Bildhauers Henry Moore „Notes on sculpture“ steht: „Die durchschnittlichen mittleren Ausmaße setzen die Idee nicht genügend vom Alltag ab. Das ganz Große oder das ganz Kleine nimmt durch seine Dimension einen zusätzlichen Gefühlswert an“. Die philosophische Begründung der Mengenlehre – „Begründung“ im doppelten Sinne – finden wir bei Hegel, in dessen These, die Quantität schlage in Qualität um, sobald der Schritt von der These zur Antithese getan, sobald also eine „Umkehrung“ erfolgt und man von der entgegengesetzten Voraussetzung ausgegangen sei.

Wir finden diese Art des Denkens fast mit den gleichen Worten in dem Buch eines der modernsten amerikanischen Schriftsteller, J. D. Salinger, in „Franny und Zooey“ (Köln 1963) wieder. Es handelt sich um die Wirkung eines Gebets, das ein russischer Staretz einem Pilger empfiehlt, – also auch um eine „Lernmethode“: „Zunächst braucht man es nur mit den Lippen zu sprechen –, dann passiert es mit einemmal, daß das Gebet selbständig wird. Es passiert nach einer bestimmten Zeit etwas . . . Was man zu Anfang braucht, ist nur Quantität, und später wird es von selbst Qualität.“ Salinger hat weder Philosophie noch Mathematik studiert; er versucht nur in seinem Buche, die Schwerpunkte einer Welt und einer Mentalität, die in dieser – transitiven – Welt zu Hause ist, darzustellen.

Man kann Bedenken gegen die Einführung der Mengenlehre schon im 5. und 6. Schuljahr haben: ist dieses Eingehen auf das rein virtuose Denken, das ja nicht nur in der Mengenlehre, sondern in fast allen Bereichen des modernen Lebens gültig ist, nicht mit der Gefahr verbunden, daß man sich angewöhnt, immer nur das Interessante zu suchen und auch in jeder anderen Beziehung „Virtuose“ zu bleiben? Schon sehen wir, daß sich viele in einer bloßen Virtuosität des Daseins verlieren, – in Diskussionen, Kalkulationen, Manipulationen, dramaturgischen Konzepten, Spielregeln – nicht nur der Gesellschaft, auch der Dichtung, der Politik und anderes –, in Meinungsumfragen, Statistiken, demoskopischen Untersuchungen, usw. Wissenschaftlich beweisbar als die einzig richtige Methode des Unterrichts ist die Mengenlehre jedenfalls nicht. Sie zieht ihre Berechtigung vielmehr aus ihrer Anwendbarkeit und Flexibilität. Sie ist ein Versuch, die Schwerpunkte des Funktionierens der modernen Welt begreiflicher, d. h. aber auch: begrifflicher zu machen, nicht ihrem Wert oder Inhalt nach, sondern in der Art und Weise des Kennenlernens, des Sich-mit-ihr-vertraut-machens. Sie befreit den Unterricht – dadurch, daß sie immer wieder Alternativen anbietet – vom „schulmeisterlichen“ Zwang, von der Einseitigkeit und unilateralen Denkrichtung, – sie entspricht der Idee und Wirklichkeit einer pluralistischen Gesellschaft. Man wird – ihrem Ideengang folgend – nicht mehr so leicht etwas als „richtig“ oder „falsch“ bezeichnen können, sie erschwert also den Unterricht und die Zensurengebung, aber sie macht beides ungleich fruchtbarer. Sie legt nahe, daß der Lehrer – und gerade der naturwissenschaft-

liche und mathematische Lehrer – auch ein Künstler sein muß, der sich in seinem Unterricht nicht an irgend ein Schema oder eine Ausarbeitung halten kann – damit käme er nicht weit –, sondern in der Hauptsache Phantasie haben, auf jede Situation sofort „anspringen“ muß, wie der Autofahrer, der Techniker, der Regisseur und im Grunde alle, die in einem modernen Beruf stehen. Die Mengenlehre ist, wenn man so sagen darf, ein „Hauch von Phantasie“, aber einer sehr wirklichkeitsnahen Phantasie, deren einzige Gefahr es ist, in einen esoterischen Manierismus zu verfallen, wenn man nicht immer wieder das Gleichgewicht zwischen Virtuose und Logiker, diesen beiden komplementären menschlichen Naturen, vor Augen hat.

SECHS DEUTSCHE BAROCKKIRCHEN

Eine synoptische Studie zu Dimension und Proportion

Die vorliegende kleine Studie ist entstanden am Rande der umfangreichen Untersuchungen, die der Verfasser seit mehr als zwei Jahrzehnten dem Werk des Saarbrücker Barockarchitekten Friedrich Joachim Stengel (1694–1787) widmet. Ohne einer zusammenfassenden Publikation der Hauptergebnisse vorgreifen zu wollen, lohnt es sich, dieses verlockende kleine Seitenthema schon jetzt gesondert vorzutragen.

Während der Untersuchung der 1775 vollendeten Saarbrücker Ludwigskirche Stengels war immer wieder die Frage aufgetaucht, ob dieses Bauwerk in seinen räumlichen Abmessungen eigentlich „groß“ oder „klein“ zu nennen sei.

Diese Frage nach der Größenordnung – im Folgenden „Dimension“ genannt – erschien zunächst vor den Problemen der Maßverhältnisse des Werkes in sich – im Folgenden „Proportion“ genannt – so nebensächlich, daß ihre Beantwortung dem Augenschein und Gefühl überlassen wurde. Demgemäß verschiedenartig fielen die Antworten aus: Während noch Johann Wolfgang von Goethe bei Schilderung der Ludwigskirche ausdrücklich von einem „kleinen, aber dem Ganzen entsprechenden Maßstabe“¹⁾ spricht, war der jüngere Betrachter unter dem Eindruck der Erkenntnis, daß die Ludwigskirche „zu den reifsten und hervorragendsten Schöpfungen deutscher, protestantischer Kirchenbaukunst“²⁾ gehöre, zu der Annahme geneigt, daß diese Ludwigskirche auch in der Dimension den anderen berühmten Kirchbaubeispielen entspreche, also durchaus zu den auch räumlich „großen“ Bauwerken gehöre.

Die Erfahrung lehrt, daß es sogar einem architektonisch geschulten Betrachter vor einem bestimmten Bauwerk stehend, ohne dessen Maßzahlen im Kopf zu haben, einfach unmöglich ist, mit Sicherheit, allein nach Augenschein und Gefühl, an diesem Bauwerk die Dimensionen eines anderen, nicht gegenwärtigen Bauwerkes zu demonstrieren. In dieser Hinsicht vergleichbar würden Bauwerke, wenn man sie unmittelbar nebeneinander stellen könnte. Da dies aber in praxi nicht durchführbar ist, bleibt nur der Weg, die ausgeführten Bauwerke selbst durch ihr in gleichem Verhältnis verkleinertes Abbild zu ersetzen oder zumindest die ihnen zugrundeliegenden, ihre Gestalt definierenden Pläne, gleichsam ihre „Partituren“³⁾, in gleichem Maßstab nebeneinanderzulegen, so daß diese Bauwerke von einem einzigen Standpunkt aus, aus ein und derselben Situation heraus gleichzeitig betrachtbar werden; kurz: der Weg einer Synopse ihrer Pläne und Modelle.

Dieser Weg wurde im vorliegenden Fall beschritten.

Zunächst galt es, eine repräsentative und doch nicht zu umfangreiche Auswahl vergleichbarer Bauwerke zu treffen.

Die Wahl erfolgte nach folgenden Gesichtspunkten:

Einmal wurde es für gut gehalten, im Rahmen ein und desselben Jahrhunderts zu bleiben, also nur Bauten des 18. Jahrhunderts heranzuziehen. Zum andern schien es ratsam, sich auf Bauwerke in Deutschland zu beschränken,

wobei es sich nahezu von selbst verstand, daß nur Kirchbauten infragekamen. Unter diesen wiederum boten sich diejenigen an, die, der Ludwigskirche gleich, als freistehende Baukörper betrachtet werden konnten, Kirchbauten, die mehrseitig fest verbundene Bestandteile übergeordneter, größerer Baukörper waren, wie etwa die Stiftskirche Melk, schieden aus. Nicht zuletzt lag es nahe, den bekanntesten Beispielen den Vorrang vor unbekannteren zu geben.

Es wäre vermessen, zu behaupten, daß die getroffene Auswahl Anspruch auf Vollständigkeit erheben könnte. Sicher ist, daß der Verfasser in ihr nur einen Ausgangspunkt sieht, in gleicher Richtung weiterzuarbeiten und weitere Beispiele heranzuziehen.

Die Auswahl brachte folgende Bauwerke zum Vergleich: Drei evangelische Kirchbauten und drei katholische; an evangelischen Bauten außer der Saarbrücker Ludwigskirche die Dresdener Frauenkirche und die Große St. Michaeliskirche von Hamburg, an katholischen die Dresdener Hofkirche, Vierzehnheiligen und die Wieskirche.

Mit diesen sechs namhaften Bauten erschien immerhin eine vergleichende, querschnittshafte Betrachtung vertretbar.

Das weitere Verfahren sei kurz beschrieben.

Das nunmehr grundsätzlich erforderliche Zusammentragen der genauen Abmessungen und Planzeichnungen der fraglichen Bauten gestaltete sich schwieriger als erwartet. Es zeigte sich, daß der Schein vieler kunstgeschichtlicher Publikationen trügt, die sich mit der Wiedergabe schöner Planzeichnungen schmücken, es aber versäumen, durch Beigabe eines präzisen Maßstabes oder wenigstens einer Maßzahl die Planwiedergabe überhaupt erst sinnvoll zu machen ⁴⁾. Dies bestätigte die Erkenntnis, daß grundsätzlich kein Architekturplan ohne mitgezeichnete Meßstrecke oder wenigstens eine Angabe des Verkleinerungsverhältnisses veröffentlicht werden sollte.

Sodann blieb nach dem erfolgten Zusammentragen brauchbarer Unterlagen die Entscheidung zu fällen, in welchem Maßstab die danach herzustellenden Vergleichszeichnungen sowie die nach diesen anzufertigenden Vergleichsmodelle zweckmäßigerweise zu halten seien.

Der zu wählende Maßstab hatte folgende Bedingungen zu erfüllen: Einmal sollte er eine so starke Verkleinerung bewirken, daß alle für die beabsichtigte Synopse unwesentlichen Details eliminiert würden. Zum andern durfte die Verkleinerung wiederum nicht so stark werden, daß ihr auch die für die architektonische Struktur charakteristischen Elemente zum Opfer fallen könnten. Unter diesen Aspekten wurde für den Maßstab 1:1000 entschieden.

Alle sechs Bauten wurden im Maßstab 1:1000 vom Verfasser in Grundrissen und Aufrissen neu gezeichnet und sodann von ihm selbst nach diesen Zeichnungen in Holz geschnitten ⁵⁾.

In den so entstandenen Holzmodellen ließen sich die Bauwerke endlich objektiv vergleichen. Doch wurde noch der Versuch einer weiteren Abstraktion unternommen: Die verschieden warme Tönung und Maserung der verwendeten Hölzer als möglicherweise den objektiven Vergleich beeinflussende Elemente konnten noch eliminiert werden. Der Verfasser stellte mit den Hilfsmitteln der modernen Formstoffchemie von den Holzmodellen gläserne Kopien her, die nur noch die reine Baukörpergestaltung wirken lassen.

Damit war in denkbar praktikabler Form die gewünschte Vergleichsmöglichkeit der Bauten geschaffen.

Abb. 4 u. 5

Abb. 8

Obwohl die Auswahl der Bauwerke nicht nach chronologischen Gesichtspunkten erfolgte, lag es nun nahe, sie in der abschließenden Darstellung chronologisch zu ordnen⁶⁾.

Abb. 1

Schon die grafische Anordnung der wichtigsten Baudaten auf einem einzigen Blatt neben einer senkrechtlaufenden Jahreszahlenreihe läßt auf den ersten Blick erkennen, daß die getroffene Auswahl harmonisch durch das Jahrhundert führt, und erlaubt in verschiedener Hinsicht interessante Beobachtungen.

Die evangelische Frauenkirche von Dresden eröffnet den Reigen. Es schließen sich die drei katholischen Bauten, Dresdener Hofkirche, Vierzehnheiligen und die Wies-, an. Den Abschluß bilden wiederum zwei evangelische Kirchen, die Saarbrücker Ludwigskirche und die Große St. Michaeliskirche von Hamburg.

Aus den überschläglichen Vorberechnungen, die zur Herstellung der gläsernen Modelle notwendig waren, und aus den tatsächlichen Gewichten der fertigen Modelle ergab sich sodann der gesuchte Volumenvergleich der Bauwerke in Näherungswerten, die für die beabsichtigte Synopse völlig ausreichten. Allein die zeichnerische Darstellung dieser Volumenwerte macht eine Rangfolge unterschiedlicher Größenordnung deutlich:

Abb. 2

Das größte Bauvolumen hat die Dresdener Hofkirche. Ihr folgt an zweiter Stelle der Hamburger Michel. Erst am dritten Platz liegt die Dresdener Frauenkirche mit ihrer so gewaltigen Kuppel. Die übrigen drei Gebäude setzen sich durch kleinere Volumina spürbar ab. Unter ihnen ist Vierzehnheiligen noch am größten. Wesentlich kleiner ist schon die Wieskirche, – und erst an letzter Stelle folgt die Saarbrücker Ludwigskirche!

Diese Betrachtung der Volumina wiederum in Beziehung zu bringen zu der jeweiligen Dauer der Entstehungszeit des betreffenden Bauwerkes, ist gleichermaßen reizvoll. Hierbei sei unter Entstehungszeit der Zeitraum von der Planung bis zum Ende der Bauarbeiten verstanden.

Aus der jeweiligen Entstehungszeit und dem in diesem Zeitraum jeweils bewältigten Bauvolumen läßt sich für jedes Bauwerk ein Jahresdurchschnitt berechnen, der angibt, wieviel Kubikmeter Bauvolumen pro Jahr durchschnittlich geleistet wurden. Wir nennen diese Zahl einmal die Bauintensität, weil sie angibt, alle Wechselfälle personeller oder finanzieller Art einbegriffen, wie intensiv die Entstehung des betreffenden Bauwerkes vor sich ging.

Abb. 3

Die zeichnerische Darstellung dieser Bauintensität zeigt, daß die Dresdener Hofkirche nicht nur hinsichtlich des Bauvolumens, sondern auch in der Bauintensität an der Spitze liegt. Der Historiker mag an diese Feststellung Betrachtungen über die besonderen Hintergründe der Bautenstehung knüpfen: Es handelte sich um einen katholischen Bau, der in bewußter Antithese zur evangelischen Frauenkirche errichtet wurde und nach längerem, taktisch bedingten Zögern mit aller Macht in Angriff genommen und durchgeführt wurde.

Die Intensität der Frauenkirche lag nicht ganz so hoch. Ihr folgt an nächster Stelle die Wieskirche, erst danach kommt St. Michael. Dies mag seinen Grund in der Errichtung des gewaltigen Hamburger Turmes haben, der die Bauzeit bis ans Ende der zu betrachtenden Bautenreihe hinauszog. Verwundern könnte den Betrachter die geringe Bauintensität der beiden übrigen Bauten, der Ludwigskirche und der Wallfahrtskirche von Vierzehnheiligen.

Sie findet ihre Erklärung jedoch im ersten Fall durch finanzielle, im zweiten Fall durch planerische Schwierigkeiten.

Kehren wir aber wieder zurück zur Frage der Dimension. Die festgestellte Rangordnung der Bauvolumina sagt über die jeweiligen Dimensionen noch nicht alles aus, denn das Vorhandensein eines gleichgroßen Bauvolumens läßt noch lange nicht auf gleich „große“ Wirkung eines Bauwerkes schließen. Hier spielt die Proportion des Bauwerkes in sich eine entscheidende Rolle.

Die vergleichende Betrachtung der vom Verfasser auf einen einzigen Maßstab vereinheitlichten Pläne und der danach geschaffenen Modelle läßt in dieser Hinsicht charakteristische Merkmale eines jeden Bauwerkes erkennen 7).

Gewisse Beobachtungen ergaben sich zum Teil schon während des Herstellungsvorganges der Modelle aus dem sukzessiven Erleben des Baufortschreitens, da der Bau der Modelle, dem wirklichen ursprünglichen Bauvorgang entsprechend von unten nach oben, vom Sockel bis zum Dach und zur Turmbekrönung aufbauend, erfolgte.

Hierbei überraschte die *Dresdener Frauenkirche* mit ihrer angeblich so elegant geformten Kuppel, trotz genauer Einhaltung der richtigen Bauproportionen beim Modellbau, dadurch, daß sich diese erwartete Eleganz erst am Ende des Bauvorganges einstellte:

Das Hauptgeschoß zeigte sich zunächst, bevor die Kuppel aufgesetzt war, trotz seiner sorgfältigen Pilaster- und Risalitgliederung in einer fast leblosen, zumindest reizlosen Starrheit. Es befremdete eine gewisse Unbeholfenheit in der Proportionierung, die sich aber aus der Absicht des Baumeisters zu erklären schien, dieses ganze Geschoß nur als Sockel für das Monument der aufsteigenden Kuppel anzulegen.

Aber auch nach dem Aufsetzen der glockenförmigen Kuppel wich die Starrheit nicht. Auch das Hinzutreten der bekrönenden Laterne änderte an diesem Eindruck nichts. Erst in dem Augenblick, da die Eckrisalite ihre geschwungenen Ecktürmchen erhielten, war mit einem Male die berühmte Eleganz des Bauwerkes da! Allerdings auch dann in der ortogonalen Hauptansicht weniger ausgeprägt als in der Diagonalansicht, die den Spielraum zwischen Kuppel und Türmchen günstig vergrößert, so daß dort der Eindruck entsteht, als schwinde eine Tänzerin mit ausgebreiteten Armen ihren Schleier zum Tanz. Um im Bilde zu bleiben: Ohne diese volumenmäßig kleinen Ecktürmchen wirkte der große Bau mit seiner gewaltigen Kuppel also wie eine Tänzerin ohne Arme.

Die Baugeschichte bestätigt und erläutert diesen Befund: Wichtige Aufgabe der Frauenkirche war die Krönung der Stadtsilhouette am Elbufer. Hinter dem daraus resultierenden Streben nach dem gewaltigen Monument der Kuppel traten die Forderungen, die sich aus dem Zweck des Baues als evangelische Kirche erhoben, entschieden zurück.

So erhebend auch die Wirkung des Innenraumes sein mochte, ein großer Teil der Gottesdienstbesucher konnte, bei vollbesetztem Hause, nur aus der Ferne am Geschehen teilhaben 8), zumal der Altar inkonsequenterweise nicht im Raumzentrum zu finden war, sondern in einem nach herkömmlicher Manier angebauten Chorraum, der das mit der Kuppel begonnene Konzept des Zentralbaues so deutlich durchkreuzte, daß der Mangel selbst im kleinen Modell empfindlich spürbar bleibt. Dieser künstlerischen Inkonsequenz ent-

Abb. 4a)

Abb. 5a) 88

sprach auch die konstruktiv-statische Inkonsequenz, die von Anfang an den Fortbestand des Bauwerkes infragestellte und letztlich auch der Feuersbrunst von 1945 leichtes Spiel gewährte.

Es sei darum zugegeben, daß der diesen Bau planende und leitende Ratszimmermeister, Georg Bähr, offensichtlich – bei aller Genialität des Einfalls – mit dem Gesamtprojekt dieses gewaltigen Baues ein wenig überfordert gewesen sein mag.

Abb. 4b)
u. 5b)

Anders die entsprechenden Beobachtungen an der *Dresdener Hofkirche!* Hier entzückte im Modellbau bereits das Erdgeschoß durch eine lebendige und in sich vollendete Gliederung, die erkennen ließ, daß dieses Geschoß in sich schon ein Hauptanliegen des Bauwerkes ausdrückt. Das Obergeschoß trat nur noch ergänzend und steigernd hinzu. Die rings umlaufende, rhythmisch gestaltete Pilaster- und Säulenordnung mit der bekrönenden Statuenbalustrade verriet schon, bevor der Turm aufgesetzt war, die Tendenz des Gebäudes, sich verkündigend und weltoffen nach allen Seiten zu wenden, – ein geistliches Forum großen Stils! Sobald der Turm aufgesetzt war, polte sich der Bau auf eine bevorzugte Hauptrichtung ein, ohne jedoch sein allseitiges Öffnen aufzugeben. Wie ein Fertigteil hätte man den Turm genau auf die gegenüberliegende Seite des Bauwerkes setzen können, ohne die Proportion des Baukörpers zu zerstören.

Es ist nicht ohne Belang, zu wissen, daß der planende Architekt hier – im Gegensatz zu demjenigen der Frauenkirche – ein als Ingenieur und Statiker weitbekannter Künstler gewesen ist: Der Italiener Gaetano Chiaveri. Diesem Umstand verdankt der Bau nicht nur seine einfache, statisch „richtige“ Konstruktion, sondern auch seine kompromißlos klare Gliederung.

Abb. 5c)

Wenig Überraschung bot trotz der lieblichen Doppelturmfassade die Baukörpergestaltung von *Vierzehnheiligen*. Es konnte kaum irgendwo deutlicher werden als in der kleinen Abstraktion des Modells, wie sehr der äußere Körper dieses Baues dem konventionellen Schema der dreischiffigen gotischen Basilika noch verhaftet ist, wie sehr der Reiz dieses Gebäudes auf der genialen, die äußere Hülle verleugnenden Innenraumgestaltung beruht.

Abb. 4c)

Historisch gesehen entstammte diese Divergenz zwischen Innenraum und Außenbau jenen unerfreulichen Differenzen zwischen Balthasar Neumann und der örtlichen Bauführung durch G. H. Krohne, auf die jedoch im Rahmen der vorliegenden Studie nicht näher eingegangen werden kann, zumal sie aus anderen baugeschichtlichen Veröffentlichungen hinreichend bekannt sein dürfte⁹⁾. Wesentlich erscheint in unserm Zusammenhang nur die Feststellung, daß der Baukörper als solcher von außen in keiner Weise mehr erkennen läßt, an welcher Stelle sich das geistige Zentrum des Innenraums und damit der Kulminationspunkt des ganzen Bauwerkes überhaupt befindet. Der Gnadenaltar steht weder im von außen erkennbaren Chor, noch unter der Vierung. Daß er im Innenraum dank Neumanns wahrhaft genialer Korrekturfälle dennoch an hervorragender Stelle steht, berührt den Außenbau nicht. Dort bleibt als markantes Gestaltungsmerkmal nur die Doppelturmfassade, deren Aufgabe es ist, weit ins Land hinaus den heiligen Wallfahrtsort anzukünden und damit hinüberzugrüßen zur Klosterkirche von Banz jenseits des Tales.

89 Abb. 5d)

Vom Sockel bis zum Turm gebaute Prozession, so bestätigte sich beim Modellbau die *Wieskirche* Dominikus Zimmermanns in ihrer kettenartig aneinandergereihten Folge verschiedenartiger Bauteile. Es zeigte sich, daß – im

Gegensatz zu der bekannten, schlicht-hellen Fassung des Außenbaues – die ursprünglich in Putz und Farbton vorhandene Außengliederung zu den wesentlichen Gestaltungselementen gehörte, die das rhythmische Schreiten der Prozession und das feiernde Einhalten unter dem großen Festzelt der Gemeinde auch in der Abstraktion des kleinen Maßstabes noch zum Ausdruck bringen; am Rande vermerkt sei ein Hinweis darauf, daß also eine Differenz zwischen glattem Äußeren und gegliedertem Inneren hier ursprünglich nicht bestanden hat. In meisterhafter Konsequenz ist der Funktionsablauf der einzelnen Bauteile innen wie außen Gestalt geworden: Festlich hochgewölbt empfängt der Portalbau den aus der Landschaft kommenden Pilger und führt ihn zum weiten Versammlungszelt der Gemeinde, an das sich in kulissenartiger Säulenstaffelung der Gebäudeteil anschließt, in dem die Hauptaktion geschieht, der Chorraum mit dem Meßopferaltar, nach außen akzentuiert durch den heiteren Turm. Dahinter endlich als besondere Baugruppe die Wohnung für den Pfarrherrn und der Aufenthalt für die Ministranten. Kurz: eine sakrale Parallele zur straffen Organisation eines profanen barocken Theaterbauwerkes mit seiner Raumfolge von Vestibül, Zuschauerraum, Bühne und Kulissenhaus.

Abb. 4d)

Abb. 5d)

Aufschlußreich treten schließlich auch die unsymmetrisch steigenden und fallenden, sehr verschieden langen Firstlinien der Seitenansicht zu den Charakteristiken dieses Baukörpers.

Sie sind den Linien der Berge ähnlich, die dem Bau eine grandiose Folie geben und von ihm eine Größenordnung fordern, die in jeder anderen Situation bei gleichbleibend beabsichtigter Wirkung übertrieben wäre. Der zierlich und leicht wirkende, dachreiterartige Turm mußte die Höhe des gesamten Ludwigskirchenturmes, ja Dreiviertel der Höhe von Vierzehnheiligen haben, um sich in der weiten Landschaft und vor den Bergen überhaupt noch sichtbar machen zu können.

Zurück zu einer vom Verfasser immer wieder betonten, von den Kunsthistorikern aber immer wieder verkannten Verwandtschaft mit der Dresdener Hofkirche führen die Beobachtungen an der *Ludwigskirche*: Hier findet sich in der gesamten Gliederung des Hauptgeschosses bis hin zu den Statuennischen der abgeschrägten Bau-Ecken und dem Statuenzyklus der Dachbalustrade genau die gleiche Tendenz der allseitigen, verkündigungsgeladenen Bauöffnung wie an der Dresdener Hofkirche, ja die Krone der bedeutungsvollen Statuen rings um das ganze Bauwerk ist hier wie dort das hauptsächlichste Charakteristikum des gesamten Gebäudes. Alle Versuche, Differenzen in Details festzustellen, können diese Tatsache nicht aus der Welt schaffen. Darüberhinaus findet sich die Dresdener Überhöhung des Bauwerkes durch das zweite Geschoß in Saarbrücken sublimiert zu der steil aufragenden Mansardkuppel. Auch in Saarbrücken ist der Turm Zutat, allerdings durch schubladenartiges Herausziehen eines eigenen Untergeschosses aus der Hauptfassade so mit dem Ganzen verknüpft, daß seine Entfernung auch dem ahnungslosen Betrachter auffallen würde.

Abb. 4e)

Abb. 5e)

Wie der Dresdener Statuenzyklus umschließt auch der Zyklus des Saarbrücker Bauwerkes die feiernde Gemeinde und kehrt deren Botschaft allseitig nach außen. Während die Dresdener Form jedoch starke Erinnerungen an den Grundriß altrömischer Zirkusbauten verrät, namentlich in der Grundform des durch das zweite Geschoß überhöhten Mittelschiffs, kulminiert der Zyklus des Saarbrücker Bauwerkes, wie der Verfasser seit 1949

nachweisen konnte ¹⁰⁾, kreuzförmig um die Kernzelle eines Quadrates, in dessen Zentrum im inneren Raumbewölbe das Auge Gottes aufstrahlte, das genau über dem Platz stand, den der Gläubige einnehmen mußte, wenn er zum Empfang des Heiligen Mahles vor den Altar trat!

Bis in die Außenhaut des Gebäudes hinein findet sich dieser Punkt markiert. Die Mansardkuppel, die hier die Stelle des zweiten Dresdener Geschosses vertritt, macht ihn erkennbar. Aber noch mehr: Daß im Innern über dem Altar als Sakramentstisch die Kanzel als Ort der Predigt und die Orgel wiederum als Zeichen der Antwort auf Predigt und Sakrament auftragen, dokumentiert im Außenbau der auf dieser Seite sich heraushebende Turm, — auch hier vollendete Einheit von „Innen“ und „Außen“ in sinnvoller Bezogenheit auf den Gottesdienst als Urgrund dieses Bauwerkes!

Abb. 4f)
u. Abb. 5f)

Im Umriss der Grundfläche wie in der Seitenansicht scheint *St. Michaelis von Hamburg* unter den betrachteten Bauten der Ludwigskirche am nächsten zu stehen. Nähere Prüfung belehrt jedoch eines anderen: Zunächst ist der Hamburger Turm keineswegs, wie in Saarbrücken, aus der Ordnung des Kirchenschiffes entwickelt, sondern es fällt auf, daß er in einer eigenen, im Vergleich zum Kirchenschiff geradezu überdimensionalen Ordnung dem Ganzen gleichsam eingeschoben wurde. Seiner Baumasse ist ein unverhältnismäßig starkes Gewicht beigemessen. Das Kirchenschiff, sinngemäß eigentlich Hauptsache des Bauwerkes, wird so fast zum Sockel des Monuments „Turm“ degradiert; eine Parallele zu der Erscheinung, die an der Dresdener Frauenkirche beobachtet werden konnte. Es fehlt ferner ein gelungener Zusammenhang zwischen innerem Raumeschehen und äußerer Baukörpergestaltung. Die Kanzel als wichtigstes Raumelement des damaligen evangelischen Gottesdienstes ist im Gegensatz zur Symmetrie des ganzen Bauwerkes unsymmetrisch an die Seite geschoben, der Altar steht im Sinne eines katholischen Meßopferaltares, ähnlich wie in der Dresdener Frauenkirche, isoliert in einem eigenen chorraumartigen Raumteil, nicht in dem Maße mitten unter der Gemeinde wie in der Ludwigskirche. —

Abb. 5f)

Abb. 4f)

Damit sei die skizzenhafte Übersicht einiger Baukörper-Charakteristiken abgeschlossen, wie sie sich aus der Betrachtung der vereinheitlichten Pläne und Modelle ergab.

Es erhebt sich nun in Verbindung mit der eingangs gebotenen Volumenüberschau die Frage, inwieweit die Wahl der jeweiligen Baudimensionen von wirtschaftlichen oder künstlerischen Erwägungen beeinflußt gewesen sein mag.

Eine exakte Beantwortung in wirtschaftlich-finanzieller Hinsicht bedürfte in jedem einzelnen Fall einer genauen Untersuchung der zeitgenössischen wirtschaftlichen Verhältnisse der betreffenden Baugegend im allgemeinen und des jeweiligen Bauherrn im besonderen. Im Rahmen der vorliegenden Studie interessiert jedoch mehr die künstlerische Seite.

Hier wurde bereits bei Betrachtung der Wieskirche angedeutet, daß die unvermutet große Dimension des Türmchens zweifellos aus der Notwendigkeit gewählt worden ist, den Bau in der weiten Landschaft nicht untergehen zu lassen.

Das vom Verfasser angewandte Modellverfahren gestattet in dieser Hinsicht aufschlußreiche Experimente: So wie es nun möglich ist, Bauwerke, die im Original weit von einander entfernt sind, nebeneinander zu betrachten und zu vergleichen, so können sie nun auch beliebig miteinander vertauscht

werden, wo gleichmaßstäbliche Modelle ihrer städtebaulichen Umgebungen vorhanden sind. Dort lassen sich auch allgemeine Kontrastsituationen demonstrieren, die wiederum ein Licht zu werfen geeignet sind auf das Verhältnis des Originalbauwerkes zu seiner Originalsituation.

So ergibt ein Versuch am Innenstadtmodell 1:1000 der Stadt Saarbrücken, den Hamburger Michel an die Stelle der Ludwigskirche zu setzen, den überraschenden Effekt, daß die umgebende Landschaft gleichsam zusammenschumpft bis zur Bedeutungslosigkeit. Der Alt-Saarbrücker Gartenberg des sogenannten Triller, grüner Hintergrund des zur Ludwigskirche gehörigen Ludwigsplatzes, wird sozusagen zum Maulwurfshügel, an dem es verwundert, daß man ihn neben dem Bauwerk hat liegen lassen.

Umgekehrt würde die Saarbrücker Ludwigskirche in einem Hamburger Stadtmodell an die Stelle des Michel gesetzt dort städtebaulich nahezu völlig wirkungslos bleiben.

Oder etwa die Konfrontation eines der betrachteten Barockbauten mit einem der modernen „Großbauten“ unserer Tage, der vorhandenen Gelegenheit wegen wiederum demonstriert am Saarbrücker Stadtmodell: Die Dresdener Hofkirche Chiaveris neben Oesterlens Saarbrücker Kongreßhalle.

Derartige Experimente ließen sich als amüsanter und zugleich lehrreicher architektonischer Spiel beliebig fortsetzen.

Wesentlich scheint uns jedoch an dem bereits Demonstrierten die Erkenntnis, wie sehr die Wahl der jeweiligen Dimension ganz offensichtlich nach künstlerischen Erwägungen getroffen wurde, nach dem Verhältnis, in dem das zu errichtende Bauwerk zu seiner Umgebung zu stehen hatte: Die Dresdener Frauenkirche als Monument in der Stadtsilhouette, als „städtebauliche Dominante“ wie wir heute (allzuoft!) sagen, die Hofkirche ebenfalls nahe am Elbufer, Vierzehnheiligen in die Landschaft hinaus weisend, die Wieskirche eingebettet in die Großräumigkeit ihrer Umgebung und vor der Silhouette des gewaltigen Gebirges, die Ludwigskirche auf freiem, heiterem Platz angeschmiegt an einen kleinen, freundlichen Gartenhügel und endlich St. Michael in Hamburg wiederum als Monument in weiträumiger Stadtsilhouette. —

Zusammengefaßt bedeutet dies, daß die Wahl der jeweiligen Dimension in ihrer Abhängigkeit von der Umgebung des zu errichtenden Bauwerkes schließlich also nichts anderes war als eine Frage der Proportion!

Die Wahl der Dimensionen entstammte damit der gleichen Gesinnung, die jedem Bauwerk in sich Harmonie und Leben gab.

In dieser Gesinnung waren sich die Meister des Barock einig. Das Ineinanderzeichnen der Umrißlinien unserer betrachteten sechs Barockbauten ergibt eine Figur, die den Eindruck eines einzigen harmonischen Domes erweckt.

Ob eine derartige Wirkung sich auch einstellen würde, wenn man in entsprechender Weise eine beliebige Auswahl heutiger Kirchenbauten auf einen Maßstab brächte und ihre Umrisse zusammenstellte?

Wir kommen zurück zum Ausgangspunkt unserer kleinen Studie und erkennen, wie präzise Goethe das Wesentliche formulierte:

„In einem kleinen, aber dem Ganzen entsprechenden Maßstabe.“

Abb. 9

Abb. 6 u. 7

Anmerkungen:

- 1) Johann Wolfgang von Goethe, „Dichtung und Wahrheit“, zehntes Buch
- 2) „Kirchenbau des Protestantismus von der Reformation bis zur Gegenwart“, Berlin 1893, S. 132
- 3) Dieter Heinz „Die arithmetische und geometrische Konzeption der Bauten Friedrich Joachim Stengels – Handwerkliches aus der Entwurfspraxis eines Barockarchitekten“, in „Die Schule“, Heft 9/1954, Minerva-Verlag Saarbrücken
- 4) Der Verfasser stellte die Zeichnungen 1:1000 aufgrund folgender Unterlagen her:

Frauenkirche Dresden

aus Fritz Löffler „Das alte Dresden“, Sachsenverlag Dresden 1962: Querschnitt Abb. 182, Grundriß Abb. 183, Maßangaben Seite 363 unter Nr. 176, Fotoansichten Abb. 176, 177, 347, Lageplan Dresden um 1849 in der Beilage des Buches
aus Ludwig Renn „Dresden“, Sachsenverlag Dresden 1958: Fotoansicht Abb. 1
aus Hans Koepf „Baukunst in 5 Jahrhunderten“, W. Kohlhammer-Verlag Stuttgart 1954: Querschnitt Abb. 446 (ohne Maßstab!)

Hofkirche Dresden

aus Fritz Löffler a.a.O.:
Querschnitt Abb. 184, Grundriß Abb. 185, Längsschnitt Abb. 187, Fotoansicht Abb. 188, Fotodetailansicht Abb. 189, 190, Maßangaben Seite 364 unter Nr. 186, 188, 192 und 193, Lageplan Dresden um 1849 in der Beilage des Buches
aus Ludwig Renn a.a.O.:
Fotoansichten 4, 45 und 49

Vierzehnheiligen

aus Rudolf Kömstedt „Von Bauten und Baumeistern des fränkischen Barocks“, Verlag Bruno Hessling, Berlin 1963:
Grundriß mit Maßstab Abb. 23, Höhen aus Querschnitt mit Maßstab Abb. 24
aus Richard Teufel „Vierzehnheiligen“:
Fassadenpläne Balthasar Neumanns Abb. 45 und 46 sowie Fotoansichten der Fassaden
aus Helga Schmidt-Glaßner „Vierzehnheiligen“, Langewiesche-Bücherei:
Fotoansichten der Fassaden

Wieskirche

aus Adolf Heckel „Die Wies“, Langewiesche-Bücherei:
Grundriß mit Maßstab Abb. Seite 5, Höhen aus Querschnitt Abb. Seite 4
aus Hugo Schnell „Die Wallfahrtskirche Wies“, Verlag Schnell und Steiner, München:
Fotoansichten der Fassaden

Ludwigskirche Saarbrücken

Eigene Vermessungen des Verfassers

St. Michaelis Hamburg

aus „St. Michaelis“, Monografie, herausgegeben vom Kirchenvorstand der Hauptkirche St. Michaelis, Hamburg, ohne Datum:
Grundrisse (ohne Maßangaben) Seite 12, Maßzahlen Seite 10/11
aus „Meisterwerke deutscher Baukunst“, Deutsche Buchgemeinschaft Berlin/Darmstadt 1950/59:
Fotoansicht Seite 172
aus Katalog der Orgelbauwerkstätten E. F. Walcker & Cie Ludwigsburg, Januar 1914:
Fotoansicht Seite 12
aus „Sonntagsspiegel“, Heft November 1952, Bethel bei Bielefeld:
Fotoansicht Detail Turmportal Seite 2
aus Wedepohl „Deutscher Städtebau nach 1945“, Verlag Bracht, Essen 1961:
Luftfotografie Seite 186

Die erwähnten fotografischen Ansichten wurden, soweit sie nicht nur zur Information über Baudetails dienen, zu fotogrammetrischer Kontrolle und Ergänzung der Pläne und Maßangaben herangezogen. Für das freundliche Zurverfügungstellen der beiden Dresdener Bücher sei Herrn Helmut Elgner herzlich gedankt.

- 5) Die Originalmodelle befinden sich in einem eigenen, nach spätbarocker Manier gefertigten Kasten im Archiv des Verfassers. Die den Modellen zugrundeliegenden, genaueren Originalzeichnungen des Verfassers wurden von ihm für die vorliegende Publikation in freihändige Strichskizzen übersetzt (siehe Abbildung 4 und 5).

- 6) Baugeschichtliche Daten s. die unter Anm. 4 aufgeführten Werke, zur Ludwigskirche jedoch Dieter Heinz „Ludwigskirche zu Saarbrücken“, Minerva-Verlag Saarbrücken 1956
- 7) In der vorliegenden Veröffentlichung bietet die fotografische Wiedergabe der Modelle leider keinen ausreichenden Ersatz für die Modelle selbst, weil ihr die räumliche Wirkung fehlt.
- 8) Theodor Hoenes bemängelt bereits in seiner Arbeit „F. J. Stengels Saarbrücker Kirchenbauten und ihre Stellung innerhalb der Kunst des Barock“ in dem Heimatbuch „Das Saarland“, Verlag Friedrich Brandstetter, Leipzig, 1924, Seite 290, die Dresdener Emporen, ohne freilich auf die gottesdienstlichen Mängel einzugehen
- 9) Vgl. vor allem Richard Teufel a.a.O.
- 10) Die erste Publikation dieser Entdeckung unternahm der Verfasser vom 11. bis zum 21. Juli 1949 im Kantoreisaal des Saarbrücker Kreisstindehauses in Form einer von allabendlichen Vorträgen begleiteten Ausstellung seines 1945–49 erbauten Neuen Modells der Ludwigskirche.
Mit der vorliegenden Arbeit verbindet sich nunmehr nach 20 Jahren das Gedenken an jene Veranstaltung, die den Grund legte zu einer neuen Sicht des Stengelschen Hauptwerkes.

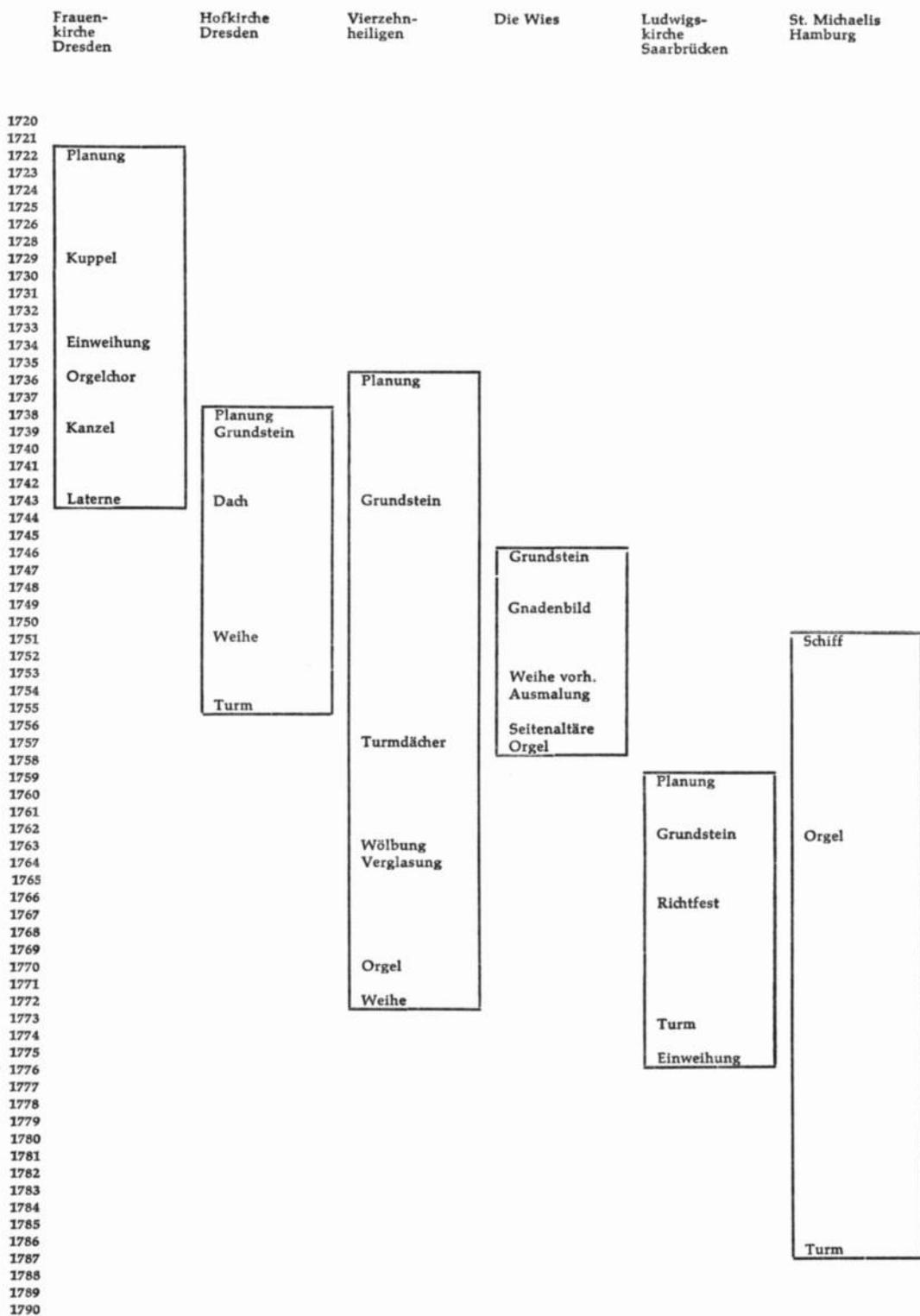


Abb. 1: Bauzeit (von Beginn der Planung bis zur Fertigstellung)

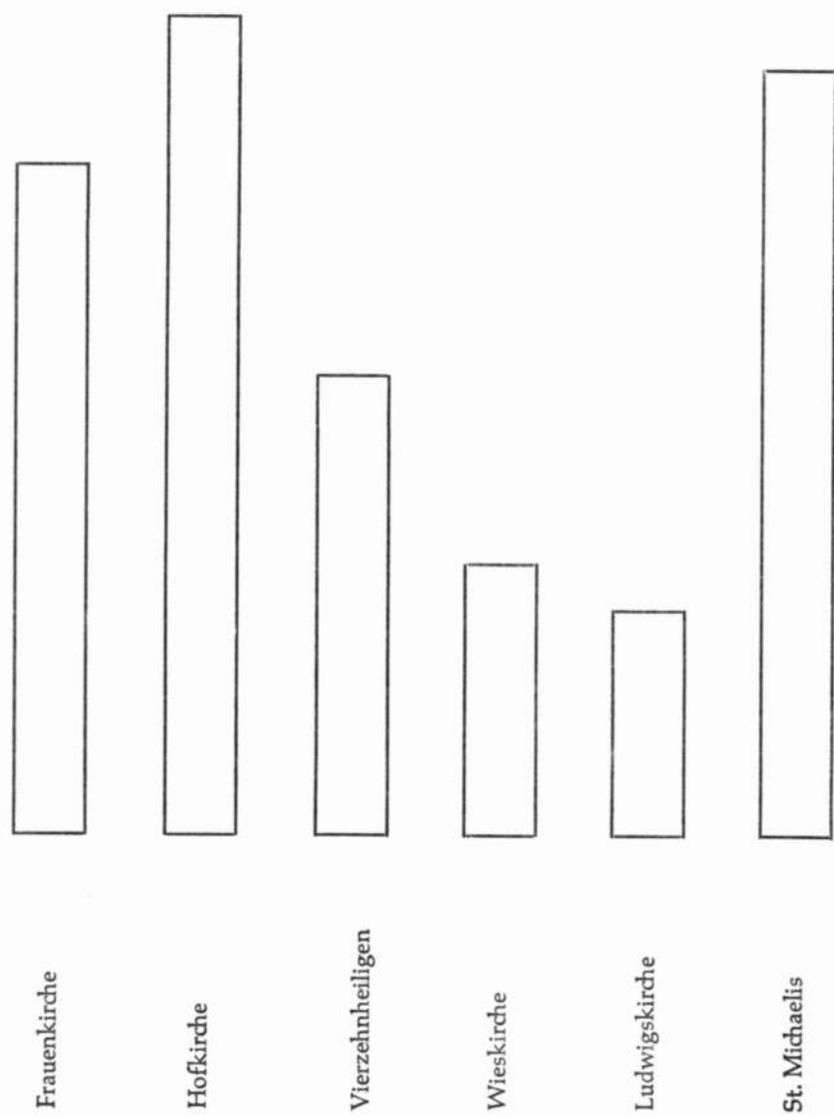
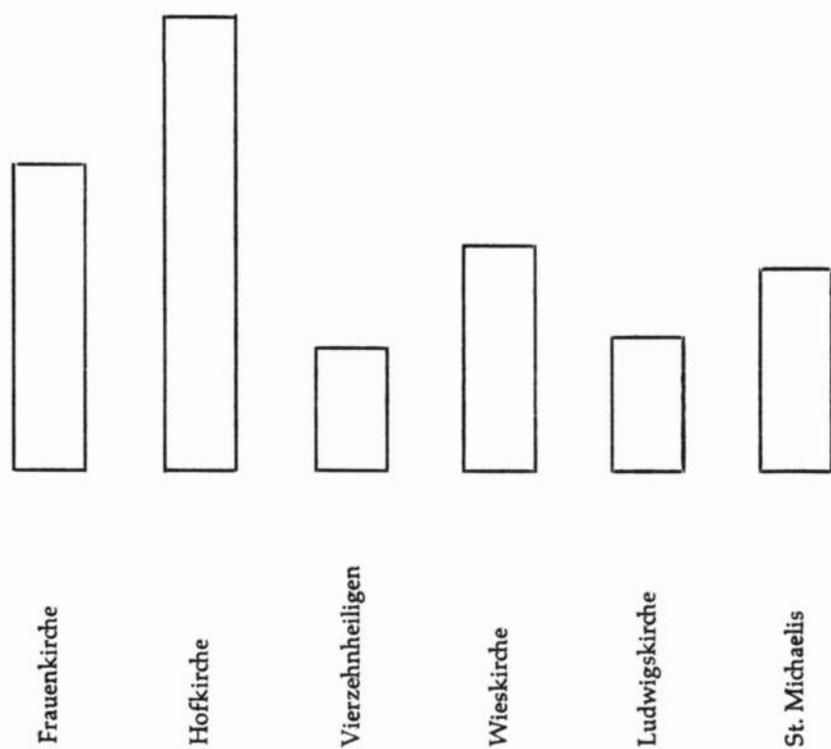
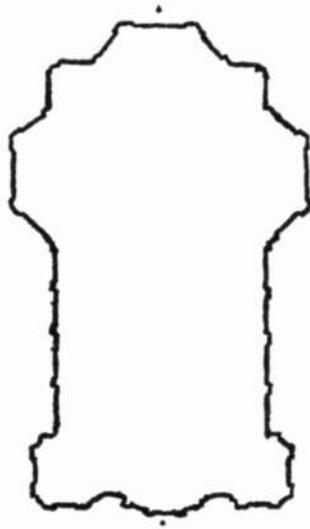
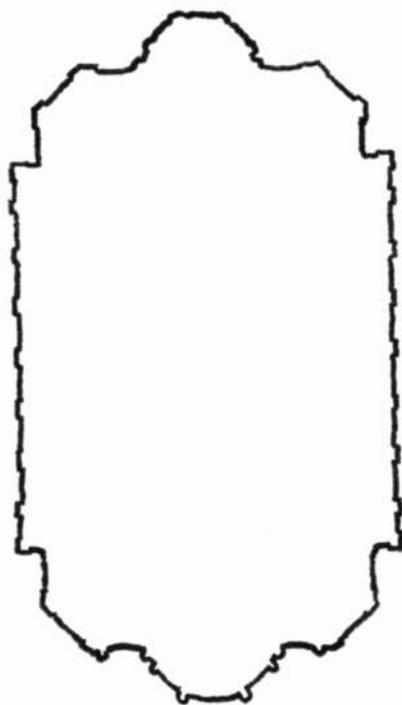
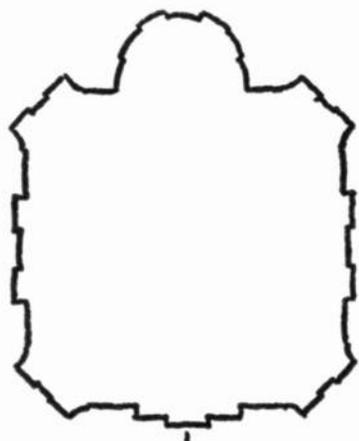


Abb. 2: Bauvolumen (1 cm³ ≡ 10 000 m³)



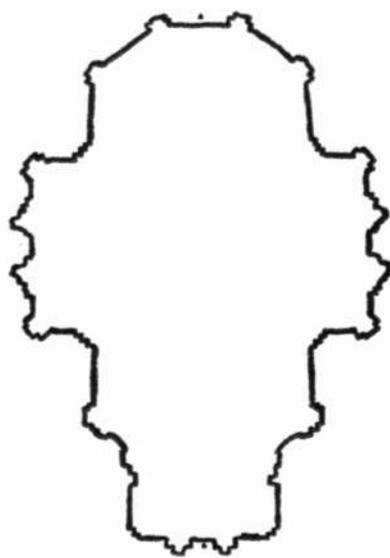
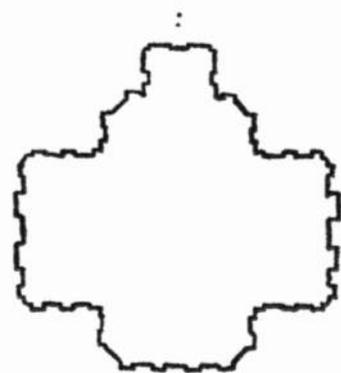
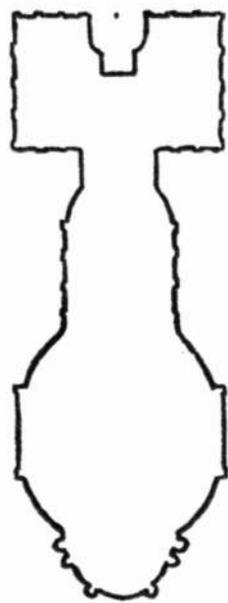
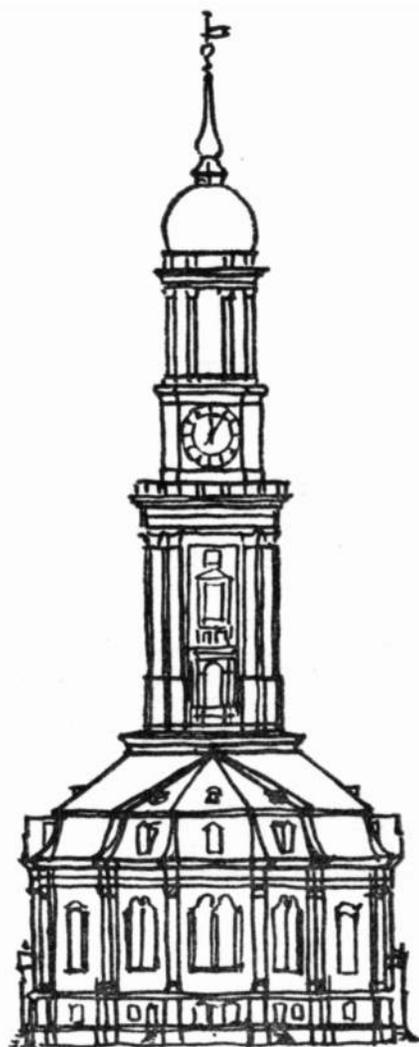


a) Frauenkirche Dresden

b) Hofkirche Dresden

c) Vierzehnheiligen

Abb. 4: Synopse der Grundflächen und Vorderansichten 1:1000



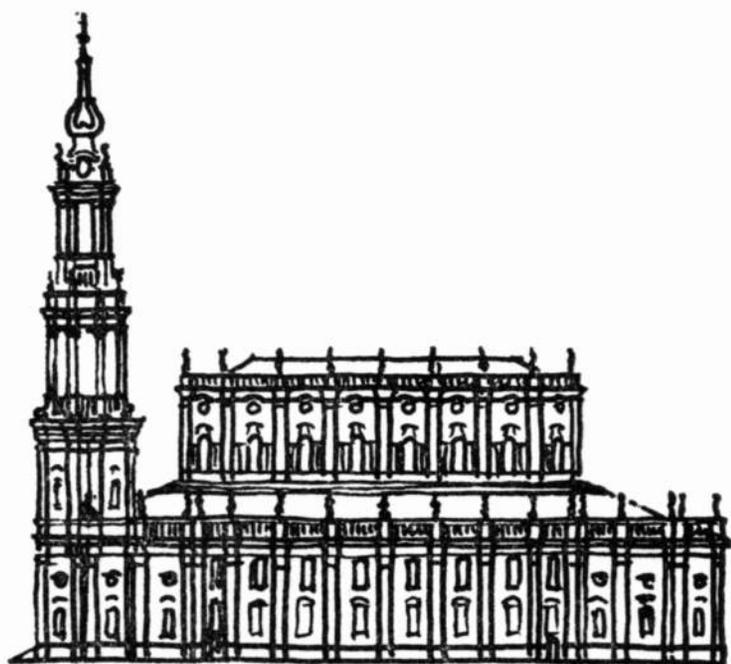
d) Wieskirche

e) Ludwigskirche Saarbrücken

f) St. Michaelis Hamburg



a) Frauenkirche Dresden



b) Hofkirche Dresden



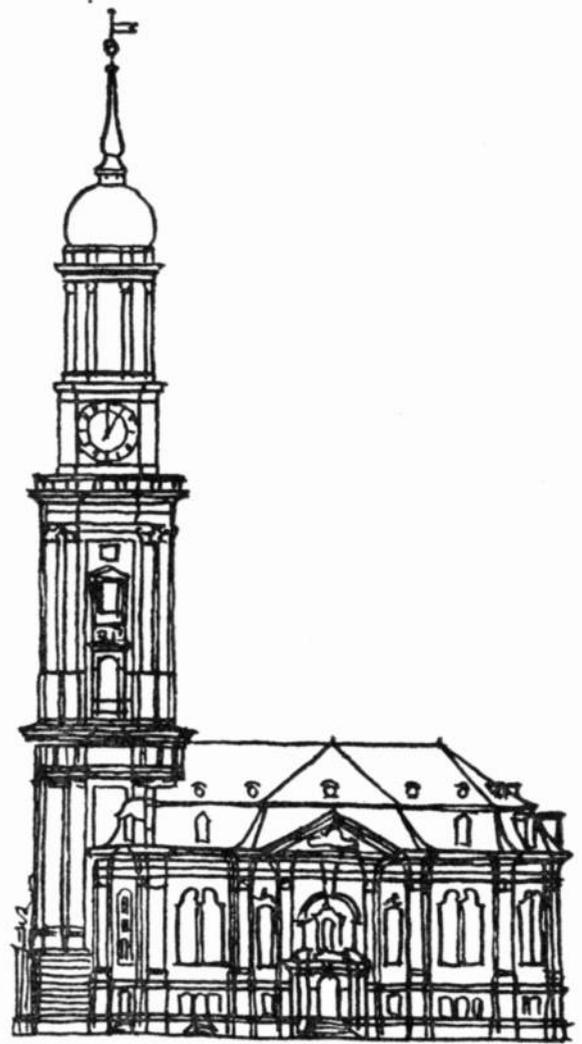
c) Vierzehnheiligen



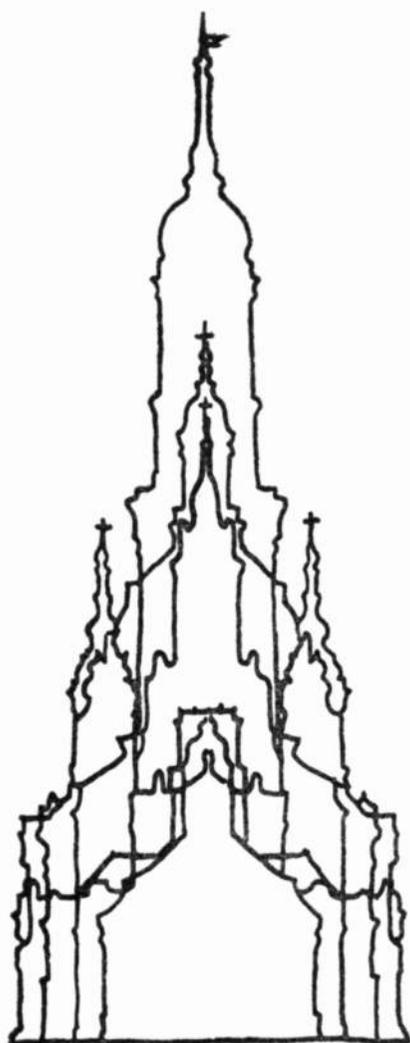
d) Wieskirche



e) Ludwigskirche Saarbrücken



f) St. Michaelis Hamburg



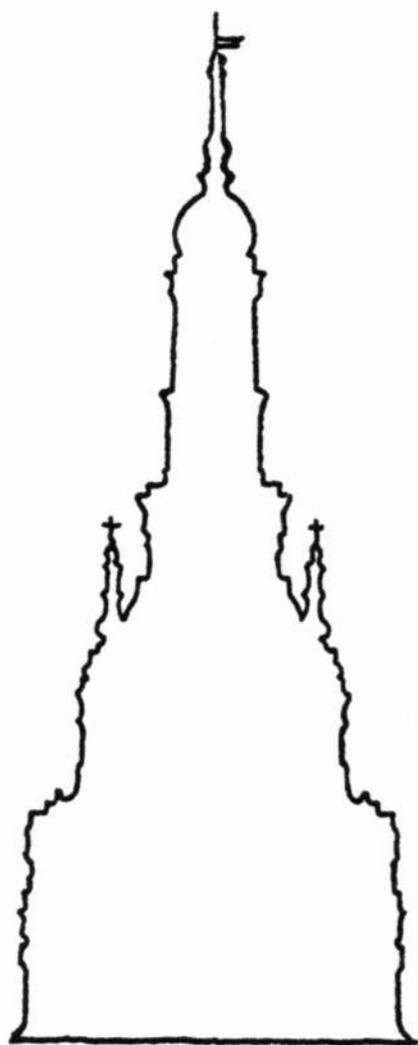


Abb. 7: Umriß zu Abb. 6

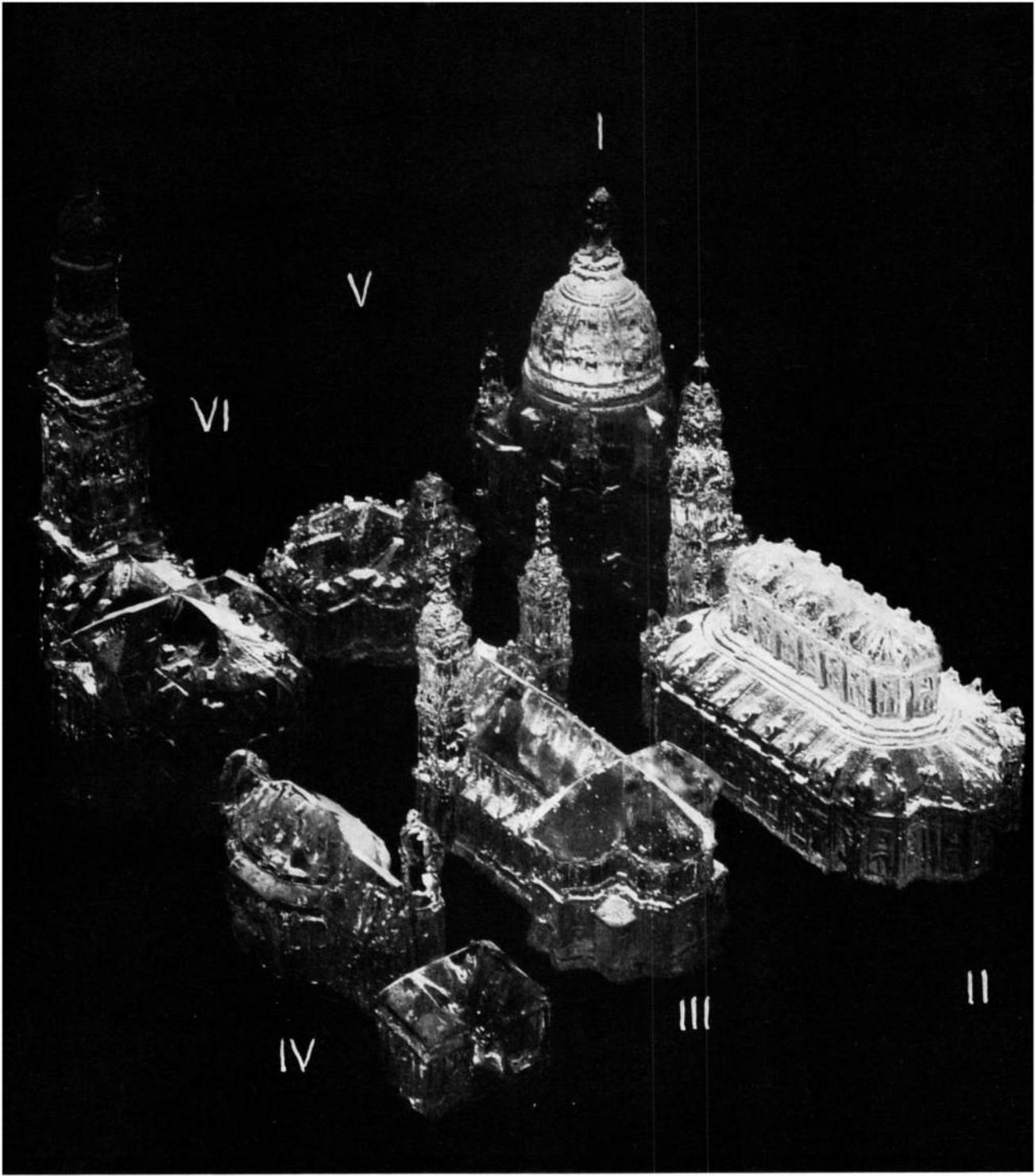


Abb. 8: Baukörperpersynopse deutscher Barockkirchen in gläsernen Modellen

(Sämtliche Rechte beim Verfasser)

- I Frauenkirche Dresden
- II Hofkirche Dresden
- III vierzehnheiligen
- IV Wieskirche
- V Ludwigskirche Saarbrücken
- VI St. Michaelis Hamburg

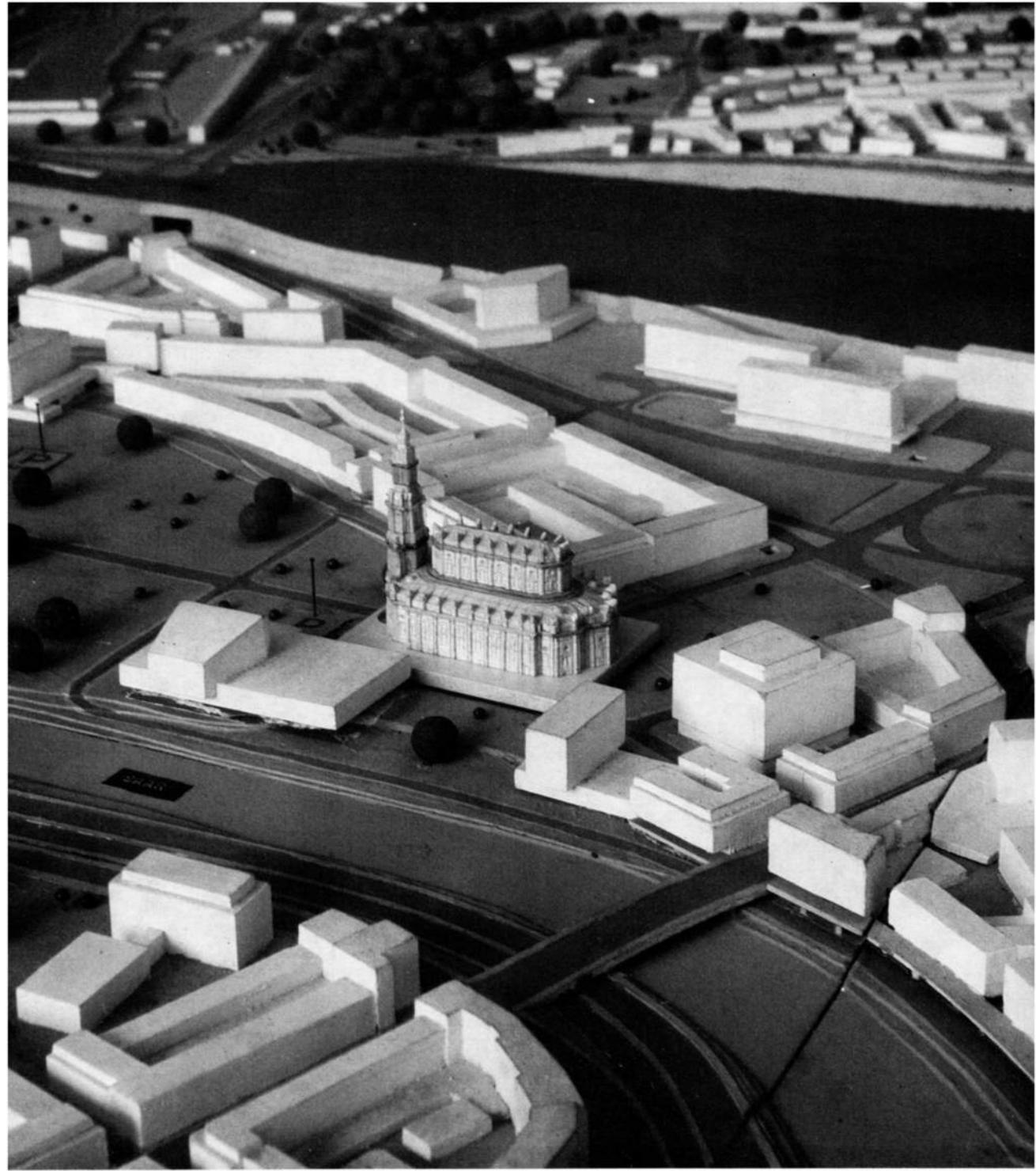


Abb. 9: Modellversuch: Konfrontation der barocken Dresdener Hofkirche mit der modernen Saarbrücker Kongreßhalle im gleichen Maßstab

Modell der Hofkirche vom Verfasser, Modell der Kongreßhalle: Stadtplanungsamt Saarbrücken

Königlich privilegirte Berlinische Zeitung

von Staats und gelehrten Sachen.



Im Verlage Vossischer Erben.

Vossische Zeitungs-Expedition in der Niederlagsstraße No. 2.

138stes Stück. Sonnabend, den 16ten November 1816.

Berlin, den 16ten November.

Des Königs Majestät haben den Prediger Dinter Wörnitz bei Boren zum Konsistorial- und Schul-Rathe Konsistorio zu Königsberg allergnädigst zu ernennen ihret.

Des Königs Majestät haben den Hofrath, Doktor Adler in Leipzig zum ordentlichen Professor der alten sischen Literatur und zum Mit-Direktor des philologischen Seminarium zu Halle allergnädigst zu ernennen ihret.

Se. Königl. Majestät haben dem Kreis-Physikus und dammen Lehrer Dr. Hartmann zu Lübben den Hof-Charakter allergnädigst zu verleihen geruhet.

Frankfurt, den 6ten November.

folgendes ist ein Auszug der in dem officiellen Artikel der Zeitung erwähnten Rede Sr. Exc. des präsidenten-Gesandten, Grafen von Busch-Schauenstein:)

Der erste August 1806" so beginnt diese im Namen des fers ausgesprochene Rede, „der erste August 1806 bezeich- das Ende der ersten Reihe Europens. Der Rheinbund in die Stelle eines Deutschen Kaiserreichs; und ließen sich tionen, so wie Staaten, erbschen, auch dieses wäre der ischen Verhängniß gewesen.“ — „Deutschland zerfiel in vere freie Staaten, und bildete einen Bund, tributair dem de, gegen das es seit Jahrhunderten im Kampfe war, und dem es erst verschont ist, seitdem beide Völker sich gegen- ige Achtung ihres Heldenmuths auf fester Bahn des öffent- en Rechts und der nationellen Würde zollen.“

Nach einer kurzen Betrachtung, wie sehr der den Deutschen te Kunstsinne und Kulturzustand jene Mannichfaltigkeit der tischen und bürgerlichen Formen, durch welche Deutsch- b von jeder sich vor andern Ländern auszeichnete, nothwen- mache und erfordere, heißt es:) „Deutschland, schon seit

) Diese Rede ist in der Andreätschen Buchhandlung in Frankfurt zu haben.

der frühesten Zeit in mehrere Staaten zerlegt, aber vereint in großen Bünde der Nationalität, deren sichtbarstes Symbol die Deutsche Kaiserkrone war, erreichte in dieser Art kaum den Anfang des 19ten Jahrhunderts, als 1803, durch den geschlossenen Rheinbund und die dadurch bewirkte Niederlegung der Deutschen Kaiserkrone, Deutschland da stand — ohne alles Nationalband als jenes, welches es zur gemeinsamen tributairen Abhängigkeit eines fremden Reichs verband — in der tiefsten Erniedrigung, die ein Volk zu ertragen habe kann. — Uns allen ist dieser Zustand unsrer Nation noch in unglücklicher Erinnerung; wir Alle kennen aber auch den Heldenmuth, der ganz Deutschland zum treuen Bunde vereinte, um Freiheit und Unabhängigkeit von aussen zu erkämpfen und eines neuen Nationalbandes sich wieder würdig zu zeigen Dieser hohe Preis ward verdient; der 8te Juni 1815 vereinte alle Deutschen Staaten zu einem Bunde, den wir mit Eifer und mit Stolz den Deutschen nennen. — So also erscheint Deutschland wieder als ein Ganzes, als eine politische Einheit; wieder als Macht in dem Reiche der Völker.“

„Deutschland sei nicht bestimmt, eine Einheitskraft zu bilden; aber eben so wenig entspreche dem Bedürfnis der allwaltenden Stimme der Zeit ein bloßes politisches Schwabündnis Deutschland sei berufen, „einen zugleich die Nationalität sichernden Staatenbund zu bilden.“ — Wir wollen uns zum Ziel unsrer Bestimmung sehen: „Die Heiligkeit der Bundesakte in ihren Grundbegriffen mit unbedingter, innerer freier Würksamkeit der einzelnen Regierungen nach Lokal und Zeitbedürfnis; hingegen aber auch gleich heilig zu halten auf jene Bestimmungen und jenen Geist der Bundesakte, wodurch dieselbe Ausdruck und Sicherung des großen Nationalbandes bewerkst.“

„Bei dieser jetzt veruchten Skizze des Grundcharakters des Deutschen Bundes darf ich aber auch am Schluß nicht das Verhältniß desjenigen Hofes unberührt lassen, dessen Haupt ein die Deutsche Krone trug. Die Bundesakte beruft Se. Majestät den Kaiser von Oesterreich zum Vorsitz des Deutschen Bundestags. Allerhöchstdieselben erkennen hierin das erneuerte Vertrauen der Deutschen Bundesstaaten, wobin Des Reichs Regenten von jeder streben. Keine Furcht, kein Miß

Ein Schiffer von Groß-Kemps fand am 23ten Oktober auf dem Rheine eine schwimmende Flasche, welche nachstehenden lateinischen Zettel enthielt: Cuicumque qui hanc epistolam inveniet: Sum captivus in carcere, apud Lauffenburg, juxta Rheni flumen; meum carcer est subterraneus, nec novit locum ille qui nunc scolio meo potitus est. Non plus possum scribere, quia sedulo et crudeliter custoditus sum. S. Hanes Sprancio. D. h. Allen, denen dieses Blatt zu Augen kommen wird: Ich liege in einem Kerker bei Lauffenburg am Rheinstrom gefangen: Mein unterirdischer Kerker ist sogar demjenigen unbekannt, der sich meines Thrones bemächtiget hat. Mehr kann ich nicht schreiben, da ich streng und grausam bewacht werde. S. Hanes Sprancio. (Ein Gegenstück zur eisernen Maske. Beide schrieben Unnötiges, und versaumten das Wesentliche. Wer wirklich Zeit gefunden hätte, einige Zeilen zu schreiben und in die Welt zu schicken, würde seinen wahren Namen und den entrissenen Thron genannt, nicht aber gesagt haben: Ich habe nicht Zeit sie zu nennen.) —

